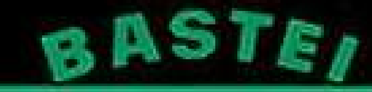

1,70 DM / Band 454
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der blutrote Zauberteppich

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Der blutrote Zauberteppich

John Sinclair Nr. 454

von Jason Dark

erschienen am 17.03.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der blutrote Zauberteppich

Als selbst heißes Öl die Lippen der drei Zauberer nicht öffnen konnte, entschloß sich der mächtige Kalif, Härte zu demonstrieren. Er stand vor ihnen, ließ sich seinen Zorn aber nicht anmerken. Ganz der Herrscher, prächtig gekleidet, umringt von Leibwächtern, den kräftigen, halbnackten Gestalten, die ebenfalls den Geruch verbrannter Haut wahrnahmen.

Die Augen waren dunkel wie der Kinnbart, der Mund kaum zu erkennen, und der Turban auf seinem Kopf erinnerte an eine breite Kugel. Mit der Spitze seines falkenköpfigen Herrscherstabs deutete er auf die drei von der Folter gezeichneten Männer.

»Wickelt sie in den Teppich und begrabt sie bei lebendigem Leibe!« befahl er seinen Leibwächtern und ging davon, ohne die Verurteilten noch eines Blickes zu würdigen…

Vierundzwanzig Stunden später!

Ein Tag war vergangen und die Hälfte der Nacht. Der Mond stand am Himmel. Sein Licht überdeckte nicht nur den wüstenartigen öden Landstrich nördlich der Stadt, es fiel auch auf die Gebäude, die sich hinter dem runden Schutzwall terrassenförmig in die Höhe schoben und vom Palast des Kalifen überragt wurden.

Normalerweise waren um die Zeit die Tore geschlossen. Jetzt aber standen sie offen, um die zahlreichen Zuschauer aus der Stadt zu lassen, damit die Menschen der Hinrichtung beiwohnen konnten.

Es war schon etwas Besonderes, das der Kalif da befohlen hatte. Selbst die Alten konnten sich nicht mehr daran erinnern, wann zuletzt jemand bei lebendigem Leibe begraben worden war. Sie wußten nur, daß der Kalif es von den Ägyptern übernommen hatte, dort war es üblich gewesen, Menschen bei lebendigem Leibe einzumauern.

Man mußte seine Feinde schon sehr hassen, um diese Strafe aussprechen zu können, und der Kalif haßte die drei Zauberer, die er selbst an seinen Hof gerufen hatte, die ihm aber zu mächtig geworden waren.

Dafür sollten sie jetzt mit dem Leben bezahlen!

Es gab immer wieder Situationen, in denen der Kalif seine Macht beweisen wollte.

Und als er durch das Stadttor in seiner Sänfte getragen wurde, standen die Menschen mit Fackeln in den Händen Spalier.

Die Sänfte wurde von Negersklaven aus dem Süden getragen. Es waren starke Männer, deren Körper mit Fett eingerieben worden waren.

Der Kalif hatte die Vorhänge zur Seite geschoben. Hin und wieder schaute er seine Untertanen an, die, wenn sie die Blicke auf sich gerichtet sahen, ihre Köpfe senkten und zu Boden schauten, weil der Kalif auf Demut bestand. Widerspruch duldete er ohnehin nicht.

Der Weg führte ihn zum Steinbruch. Dort schufteten die dunkelhäutigen Sklaven, denn der Kalif baute immer.

Diesmal sollte der Steinbruch zum Grab werden.

Die Träger keuchten, denn das Gelände war schwierig. Staub lag in der Luft. Ein jeder schmeckte ihn. Zwei Diener schwangen breite Fächer an den seitlichen Öffnungen der Sänfte, damit der Staub nicht eindringen konnte. Der Mond war inzwischen untergegangen.

Der Weg führte in Windungen weiter. Er war mit kopfgroßen Hindernissen gespickt, die Träger mußten achtgeben. Wenn sie stolperten, fielen und auch die Sänfte zu Boden krachte, würde man sie gnadenlos auspeitschen lassen. Das alles hatte es schon gegeben.

Das Grab war bereits in den vergangenen Stunden geschlagen worden. So breit und lang, daß die drei Zauberer hineinpaßten. Wie Brotfladen in den Ofen, so würden sie dort hineingeschoben werden,

wo der Tod sie auf seine schrecklichste und grausamste Art und Weise heimsuchen würde.

Neben dem Grab stoppten die Träger, setzten die Sänfte aber noch nicht ab. Erst als die Fackelträger einen Kreis gebildet hatten, senkten die Träger die Sänfte dem Untergrund entgegen, so daß der Kalif seinen gepolsterten Sitz verlassen konnte.

Er stieg aus, wehrte mit einer unwilligen Bewegung eine helfende Hand ab und blieb vor dem Grab stehen.

Sein Blick richtete sich auf die Öffnung. Sie war breit, aber nicht sehr hoch, dafür jedoch so tief, daß die drei Zauberer nebeneinander liegend hineinpaßten.

Ein Vertrauter kam zu ihm. Der Kalif trat einen Schritt zurück, als er sah, was der Vertraute über seine ausgestreckten Arme gelegt hatte.

Es war der Teppich!

Nicht irgendeiner, der von den namenlosen Knüpferinnen hergestellt worden war, nein, dieser Teppich leuchtete in einer besonderen Farbe. In einem dunklen Rot, das an Blut erinnerte. In der Legende über seine Herkunft hieß es auch, daß er mit dem Blut der Menschen gefärbt worden war. Der Kalif, hatte ihn von seinem Vater bekommen, der wieder von seinem Vater und so weiter.

Wo er herkam, wußte niemand zu sagen. Die Abstammung lag in der Dunkelheit der Geschichte begraben. Doch er war ein besonderer Teppich. In manchen Nächten soll er sogar geflogen sein, und auch die drei Zauberer hatten sich seiner angenommen, um ihn zu untersuchen. Anschließend waren sie dem Kalifen unheimlich gewesen, da hatte sich ihre Macht verstärkt, ihr Wissen vergrößert, und sie hatten von geheimnisvollen Urmächten gesprochen, die in dem Teppich wohnten.

Der Kalif fürchtete um seine Macht und Herrschaft. Aus diesem Grunde hatte er die Zauberer foltern und quälen lassen, aber keiner von ihnen hatte etwas über die Urkräfte verraten.

»Soll ich ihn auf den Boden legen?« erkundigte sich der Vertraute devot. Er war ein hagerer Mann, der einen dunkelgrauen Kaftan trug. Der Saum des Kleidungsstücks scheuerte über die Riemen seiner Sandalen.

»Ja, breite ihn aus!«

»Sehr wohl, Efendi!« Der Vertraute beugte sich nieder und rollte den Teppich vorsichtig aus, so daß dieser mit keiner Seite die Fußspitze des Kalifen berührte.

Er war länger als breit. Dennoch würden die drei Zauberer hineinpassen, das wußte der Kalif genau.

Als sein Vertrauter die Arbeit beendet hatte und zurückgetreten war, fragte er: »Wo sind sie?«

Der Vertraute drehte sich um und wies den Weg zurück. »Ich sehe bereits die Fackelträger. Sie schaffen die Zauberer heran. Dem

Schicksal können sie nicht mehr entgehen.«
»Das hoffe ich auch.«
»Sehr wohl, Efendi!«
Der Kalif wartete ab, bis sich die Leibwächter genähert hatten. Sie trugen nicht nur Fackeln, sondern auch große Eisenzangen, deren Backen eng um die Hälse der Zauberer lagen.
Es glich schon einem Wunder, daß sich die Zauberer überhaupt noch auf den Beinen halten konnten.
Sie stolperten mehr, als daß sie gingen, der Staub umwallte ihre Füße in kleinen Wolken. Ihre Kleidung bestand nur mehr aus alten Lumpen. Auf der Haut waren die Wunden zu sehen, oft bedeckt von eitrigen Schichten oder umgeben von Blutkrusten.
Die Folterknechte hatten kein Pardon gekannt.
Vor dem Teppich mußten sie stoppen. Nur er lag jetzt noch zwischen ihnen und dem Kalifen.
Der Herrscher reckte sich. Er war etwas klein geraten. Immer wenn er sprach, stellte er sich auf die Zehenspitzen. »Ich habe mein Urteil gesprochen«, erklärte er, »und ich werde kein Wort von dem zurücknehmen, was ich gesagt habe. Euer Schicksal ist besiegelt. Ihr werdet bei lebendigem Leibe eingemauert.«
Die Zauberer waren nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Vor Schwäche, vor Durst, vor Erschöpfung. Als die drei Aufpasser auf einen Wink des Kalifen, hin die Zangen öffneten, sackten die Verurteilten in die Knie und fielen nach vorn.
Auf dem Teppich blieben sie liegen.
Sie begruben ihre Gesichter, hielten die Arme ausgestreckt und die Finger gekrümmt, als suchten sie Halt.
Der Kalif hatte trotzdem so gut wie keine Ruhe. Er schüttelte sich einige Male. Mit wirren Bewegungen gab er seinen Helfern zu verstehen, endlich zur Sache zu kommen.
Die Kräftigsten unter ihnen stellten ihre Fackeln zur Seite und machten sich an die Arbeit. Sie wickelten die drei völlig erschöpften Zauberer in den Teppich.
Zuschauer gab es genug. Selbst die Frauen und Kindern hatten die Stadt verlassen. Sie standen neben den Männern im Steinbruch und blickten in das von Fackelschein beleuchtete Gelände, wo die Tat ausgeführt werden sollte.
Die Männer brauchten sich nicht allzu sehr anzustrengen, um ihre Aufgabe zu lösen. Kaum hatten sie die Zauberer in- den großen Teppich gewickelt, hoben sie ihn an und schoben ihn mit der menschlichen Last in das flache Grab hinein.
Der Kalif schaute zu. In seinen Augen lag ein zufriedener Ausdruck. Vor ihnen brauchte er sich nicht mehr zu fürchten. Den Schweiß seiner Hände wischte er an seiner Kleidung ab. Seine Lippen zuckten,

als er lächelte und andere herbeiwinkte, die in seinem Palast als Steinmetze arbeiteten.

Sie sollten das Grab schließen, zumauern…

Die Steinmetze hatten bereits vorgearbeitet und die entsprechenden Steine angefertigt. Nur an wenigen Kanten mußten sie noch zugepaßt werden.

Das helle Hämmern klang durch den Steinbruch und erreichte auch die Ohren der Zuschauer.

Niemand ging. Jeder wollte sehen, wie auch der letzte Stein eingesetzt wurde. Nach wenigen Schlägen war das Grab dicht.

Die Steinmetze waren mit ihrer Arbeit zufrieden und traten zurück. Sie hatten kaum den ersten Schritt hinter sich gebracht, als sie alle das harte und gleichzeitig dumpfe Lachen hörten, das aus dem verschlossenen Grab klang.

Entsetzen packte die Zuschauer. Selbst der Kalif wurde bleich und duckte sich, als hätte er einen Schlag mit der Peitsche bekommen. Er starrte auf das Grab, aus dem noch immer das Lachen klang.

Und er wußte in diesem Augenblick, daß er nicht gesiegt hatte.

Was sollte er tun?

Er wußte, daß man von ihm eine Reaktion erwartete. Vielleicht hätte er das Grab noch einmal öffnen sollen, um die Zauberer zu töten, darauf verzichtete er jedoch.

Statt dessen gab er seinen Leibwächtern ein Zeichen und stieg in die Sänfte.

Als erster ließ er sich von der unheimlichen Stätte forttragen, noch immer begleitet vom Lachen der Menschen, die den Tod wohl nicht zu fürchten schienen.

Nach ihm leerte sich der Steinbruch in Minutenschnelle. Die Stille der Nacht breitete sich aus, doch es hätte ebensogut die Stille des Todes sein können…

***

Das Grab blieb verflucht. Man ließ es in Ruhe. Niemand trat mehr heran, keiner wollte je etwas damit zu tun haben. Man redete nur flüsternd miteinander, wenn das Thema angeschnitten wurde, ansonsten hielt man sich zurück. Der Kalif starb nach etwa drei Jahren, die für ihn eine schreckliche Zeit bedeuteten.

In jeder Nacht hatte er schwere Alpträume zu verkraften gehabt. Die Geister der Toten verfolgten ihn, und nicht nur sie. Auch der Teppich spielte in seinen Träumen eine gefährliche Rolle. Er hatte furchtbare Visionen von Geistwesen, dem Staub der Toten und dem Teppich. Mit niemandem sprach er über seine Träume, und den Tod empfand er fast als Erlösung.

Die Geschichte vergaß den Kalifen, da er nichts Besonderes geleistet

hatte. Auch diejenigen, die ihn überlebten und mehr über das Grab wußten, schwiegen.

So vergingen die langen Jahre, bis irgendwann bewaffnete Männer aus dem Norden in das Land einfielen, um es von den Ungläubigen zu befreien. Sie drangen auch bis zum Steinbruch vor, und sie fanden das Grab. Es waren Templer, die es schließlich öffneten und einen unversehrten Teppich hervorholten.

Reiche Beute hatten sie alle machen wollen. Das Gold und das Silber des Orients wurde verladen und mit schweren Transportschiffen in das Abendland gebracht.

So gelangte auch der Teppich in das Gebiet, das später einmal den Namen Europa tragen sollte…

Zum Glück hielt die Hand keinen Messergriff umklammert, sonst hätte es mich diesmal für alle Zeiten erwischt.

So war es »nur« die harte Kante der Hand, die meinen Hals traf. Ich bekam das Gefühl, ohne Kopf dazustehen. Irgendwie schaffte ich die Drehung, spürte hinter mir einen harten Widerstand, die Wand, und konnte mich dort abstützen.

Vor meinen Augen drehte sich der graue Kreis. Ich holte schwer Luft und dachte daran, daß ich einen zweiten Angriff kaum abwehren konnte. Der erfolgte auch nicht. Eine Warnung schien meinen unbekannten Gegnern gereicht zu haben.

Zu fühlen war nichts. Nur der böse Schmerz durchwühlte meinen Hals. Durch die Drehung hatte ich dem Treffer einen Teil der Wucht genommen, so hatte er mich nicht auf dem Punkt erwischen können.

Ich dachte über die Attacke nach. Sie war urplötzlich erfolgt, aus dem grauen Dämmer vor mir. Ein Licht, das nicht hell und auch nicht dunkel war, eher geheimnisvoll und so, als könnte sich der Tag noch nicht entscheiden, die langen Schatten der Nacht zurückdrängen.

Ich sah nicht viel. Vielleicht einige Umrisse. Hohe Säulen, die eine schwere Decke trugen. Es roch nach Putzmitteln, ein typischer Geruch für Schulen und andere öffentliche Gebäude.

In einem solchen öffentlichen Gebäude befand ich mich. Es war ein altes Museum in Paris, der Stadt der Mode, der Lebensfreude, der Künstler, aber auch der Stadt mit einer geheimnisvollen Vergangenheit, die besonders bei den Templern eine sehr große Rolle gespielt hatte.

Es ging wieder einmal um die Templer. Und wieder einmal befand ich mich in Frankreich, wo diese einst so mächtige Gruppe die meisten Spuren hinterlassen hatte.

Von allein war ich nicht nach Paris geflogen. Abbé Bloch, ebenfalls Templer und ein Freund, hatte mir die entsprechende Nachricht zukommen lassen.

Wir hatten dann kurz am Telefon miteinander gesprochen, und ich

hatte von ihm erfahren, daß es nicht um Hector de Valois ging, einem Mann, der in mir wiedergeboren war, sondern um eine andere Person.

Ein neuer Name war aufgetaucht!

Jacques-Bernard de Molay! Ein Großer, ein Mächtiger, ein Gewaltiger. Der letzte große Templer-Führer, *der* Großmeister des damaligen Ordens, den Philipp der Schöne am 18. März 1314 hinrichten ließ und damit das Schicksal der Templer besiegelte, ohne jedoch einen wirklichen Sieg errungen zu haben, denn an die Schätze und das Wissen der Templer war er nicht herangekommen.

An diesem Abend und in der folgenden Nacht waren zahlreiche Templer in Frankreich umgekommen. Man hatte sie grausam gefoltert, ermordet, verbrannt, vielen war es aber auch gelungen, sich rechtzeitig abzusetzen.

Sie waren geflohen und hatten sich in ihren zahlreichen Stützpunkten auf der gesamten Welt verteilt. Das offizielle Ende der Templer war gewissermaßen der Beginn des Geheimbundes gewesen.

Selbst Papst Clemens V., der dem König von Frankreich für die Ermordung der Templer seinen Segen gegeben hatte, wurde nicht glücklich. Das erhoffte Vermögen blieb aus, zudem verstarb der Papst sehr bald nach diesem schwärzesten Tag der Weltgeschichte, wie er einmal von Kirchenhistorikern genannt wurde.

Die Templer waren nie untergegangen. Sie hatten sich allerdings in zwei Gruppen geteilt. Die eine diente nach wie vor den alten, hehren Idealen, die andere jedoch hatte sich dem Teufel zugewandt, den sie in der Form des Baphometh verehrten.

Das waren meine Feinde!

Gegen sie hatte ich schon bitter und hart kämpfen müssen. Ob sie mir auch hier in Paris das Leben schwermachen würden, wußte ich noch nicht. Mir war auch nicht bekannt um was es eigentlich ging. Der Abbé hatte mich nur gebeten, zu einer bestimmten Zeit in das Museum zu kommen und mit niemandem darüber zu sprechen.

Ich war durch ein Fenster eingestiegen, hatte Abbé Bloch bisher aber noch nicht getroffen.

Dann war der phantomhafte Angriff erfolgt. Aus dem Nichts und aus einer gewissen Höhe, wobei ich jedoch keinen Angreifer direkt zu Gesicht bekommen hatte.

Ich drehte meinen Kopf. Noch immer brannte die Haut am Hals, die Sehnen waren in Mitleidenschaft gezogen worden, aber es klappte besser, als ich dachte.

Noch hatte man mich nicht erledigt.

Die Wand hinter mir bestand aus rauhem Gestein. Am Rücken spürte ich jede Unebenheit, wenn ich mich bewegte. Mein Herzschlag hatte sich allmählich beruhigt, und ich nahm mir vor, noch mehr aufzupassen.

Das Museum war ein altes Gebäude. Es war durch einen Eisenzaun gesichert und lag etwas versetzt von der Straße, zur Seine hin.

Ich hatte das Gitter überklettern müssen und war durch ein offenes kleines Fenster eingedrungen.

An der Frontseite besaß das Museum einen turmartigen Aufbau, das hatte mir der Abbé am Telefon erklärt. Dort sollte ich etwas finden, das von großem Interesse sein würde. Der französische Templer hatte sich dabei sehr vage ausgedrückt und nur mehr von einem märchenhaften Gegenstand gesprochen.

Dem konnte ich nicht so ganz folgen, da ich den Angriff auf mich nicht gerade als märchenhaft angesehen hatte. Das war schon harter Tobak gewesen. Noch einmal rekonstruierte ich, denn mir war trotz der prekären Situation, in der ich mich befunden hatte, etwas aufgefallen. Ich hatte ein Rauschen vernommen, als wäre ein großer Vogel durch die Luft geflogen.

Auch bei längerem Nachdenken wollte dieser Eindruck nicht weichen. Da war irgend etwas Außergewöhnliches gewesen, das mich angegriffen hatte. Ich hatte aber keinen konkreten Hinweis und wußte nicht, wo ich suchen sollte.

Der Boden unter mir bestand aus glattem Stein. Ich hatte bei meinem Eintreten mit der Lampe über ihn hinweggeleuchtet und gesehen, daß die einzelnen Platten keinerlei Verzierungen oder irgendwelche anderen Zeichen aufwiesen.

Auf den Gummisohlen konnte ich mich fast lautlos fortbewegen. Kein kleiner Stein zerknirschte, kein. Staub wallte hoch, die Putzfrau hatte ihr Bestes getan.

Vor mir befand sich ein Durchgang. Rundbogendecke, markiert von zwei wuchtigen Säulen, die zur Hälfte aus der Mauer hervorstachen. In einem Museum erwartet man Ausstellungsstücke, Bilder, Skulpturen, Plastiken oder andere Gegenstände aus der Vergangenheit, die Menschen früherer Zeiten zum täglichen Gebrauch dienten.

Hier sah ich nichts, fand nur leere Hallen vor, die vom Hauch einer anderen Zeit durchweht zu werden.

Ich passierte den Rundbogen, blieb wieder stehen und befand mich in einem hallenartigen Raum, der sich nach oben hin verjüngte. Da erinnerte ich mich wieder daran, daß der Abbé von einem Turm gesprochen hatte.

Und diesen Turm sah ich nun!

Über mir ragte er auf. Über eine Wandeltreppe konnte ich in ihm hochsteigen.

Raffiniert gemacht. Man hatte von jeder Stufe aus einen freien Blick nach unten.

Die Stufen bestanden aus Stein. Ein Geländer sorgte für Sicherheit.

Einen Ausgang sah ich nicht. Möglicherweise weiter oben, an der Turmspitze, aber dort hatte sich die Dunkelheit eingenistet, so daß ich nichts erkennen konnte.

Auf das Einschalten der Lampe verzichtete ich vorerst und stieg im Dämmerlicht die ersten Stufen hoch.

Meine linke Hand lag auf dem kalten Geländer. An den Wänden sah ich trotz der schlechten Lichtverhältnisse hin und wieder hellere Flecken. Dort hatten einmal Bilder gehangen. Weshalb man sie abgenommen hatte, wußte ich nicht.

Und so ging ich weiter, bis ich plötzlich einen Luftzug spürte. Im Moment war ich unsicher, bis ich feststellte, daß von oben kalte Luft hereinwehte.

Ein Fenster oder eine Tür schien oben offen zu sein.

Ich sah beides nicht und ging weiter. Natürlich achtete ich darauf, möglichst lautlos voranzukommen, und mein Blick war praktisch überall, den ersten heimtückischen Angriff hatte ich nicht vergessen.

Mein Gegner hielt sich zurück. Ich erreichte die Spitze des Turms und damit eine kleine Galerie, in der einmal Bilder gehangen hatten. Von einem Bild war nur mehr der Rahmen vorhanden. Er leuchtete silbriggold.

Als ich nach links schaute, spürte ich wieder den Luftzug. Er strich über meine Wangen, als wollte er den Schweiß auf ihnen trocknen. Nachdem ich zwei Schritte auf ihn zugegangen war, erkannte ich die Tür, die nicht geschlossen war, vielleicht armbreit offenstand, vom Wind bewegt wurde, so daß die kühlere Nachtluft in das Turminnere fächern konnte. Der Abbé hatte etwas von einem märchenhaften Gegenstand erzählt, aber in diesem leeren Museum hatte ich nichts entdecken können, bis auf diesen leeren Bilderrahmen.

Er konnte meiner Ansicht nach nicht von dem Abbé gemeint worden sein. Sicherlich stand die Tür nicht umsonst offen. Die mußte jemand aufgezogen haben, um mir den Weg zu weisen.

Ich nahm die Herausforderung an und ging auf die Tür zu. Was dahinter lag, darüber konnte ich nur spekulieren. Vielleicht war sie eine Falle. Man trat hindurch und direkt ins Leere. Rechnen mußte ich mit allem, besonders bei einem Turm.

Die Tür bestand aus Holz. Ich umklammerte mit der Rechten die Kante und zog sie vorsichtig auf.

Der Turm war hoch, er stand ziemlich frei, der Wind blies nicht nur gegen das Gemäuer, sondern auch gegen die Tür, so daß ich Mühe hatte, sie zu halten. Auch meine Haare wehten hoch, als ich den Kopf ins Freie streckte.

Zu sehen war nicht viel. Ein dunkler Himmel, in der Ferne nur erhellt vom Lichterglanz der Millionenstadt an der Seine. Der Widerschein zeigte zahlreiche Farben, die sich auf dem Himmel verteilten,

ineinander eintauchten und einen bunten Mischmasch bildeten.

Eine Stadt wie Paris kommt nie zur Ruhe. Auch jetzt noch vernahm ich das ferne Brummen des Verkehrslärms, der als ewiger Pegel über den Dächern der Häuser lag.

Ins Leere trat ich nicht. Um den Turm herum verlief ein schmaler Rand, der von einem Menschen durchaus begehbar war. Ich trat vorsichtig hinaus, wieder peitschte Wind gegen mich, und fast zum Greifen nah, wenn auch unter mir, sah ich die Dächer der anderen Häuser.

Bei Tageslicht hätte ein Maler herrliche Studien treiben können. Das Bild mußte wunderbar sein.

Die alten Pariser Häuser, zusammengewachsen, hin und wieder versetzt, trotzdem miteinander verbunden. Unter mir ein schattenhaftes Gemälde aus Dächern. Manche sehr schräg, andere flach, wiederum welche, die aussahen wie schräg laufende Plattformen. Alte Dachrinnen, Kamine, die in den Himmel glotzten, mal ein Lichtschimmer oder ein Streifen, der über die Dächer huschte, als wollte er sich nicht trauen, gegen das Dunkel anzukämpfen.

Hinzu kam der Geruch, der aus den Straßenschluchten emporstieg. Der Tag war warm gewesen, ein Herbsttag im September, Paris hatte gelebt und gekocht und atmete nun aus. Selbst den Benzingeruch empfand ich als nicht so arg. Er paßte irgendwie dazu.

Wo war das Märchenhafte, von dem der Abbé am Telefon gesprochen hatte? War es mir bereits begegnet, als man mich angegriffen hatte? So recht konnte ich daran nicht glauben.

Da es mir hier oben zu dunkel war, holte ich die Lampe hervor und leuchtete.

Ich befand mich auf einem Wehrgang, der den Turm umkreiste. Gemauert aus ebenfalls dicken Steinen und versehen mit einer Brüstung. Die allerdings war ziemlich niedrig gehalten, so daß die Gefahr, in die Tiefe zu fallen, nicht einmal so gering war.

Nacht in Paris. Ich stand über den Dächern, sah dieses Spiel aus Dunkelheit und wanderndem Licht unter mir, wenn die Wagen mit eingeschalteten Scheinwerfern durch die Straßen und Avenues fuhren, war fasziniert und vergaß die erste Warnung.

Bis ich das Brausen hörte.

Wie beim erstenmal, nur stand ich jetzt im Freien und bekam auch nicht genau mit, aus welch einer Richtung es an meine Ohren drang. Auf der Stelle drehte ich mich, berührte noch mit dem Beckenknochen die Steinbrüstung und sah den Schatten auf mich zufallen.

Ich riß den Arm mit der Leuchte hoch, der Strahl traf, und ich hatte das Gefühl, in einem Märchen zu stehen.

Der Abbé hatte nicht gelogen. Etwas tatsächlich Märchenhaftes segelte auf mich zu.

Es war ein fliegender Teppich, aus dem sechs Hände und Unterarme ragten!

***

Das Märchen hatte Gestalt angenommen, war zu einer Tatsache geworden. Doch es gibt traurige, nette, hübsche und auch gefährliche Märchen. Ich erlebte ein gefährliches, denn ich war keineswegs davon überzeugt, daß ich in dem fliegenden Teppich einen Freund und Helfer sehen konnte.

Trotz dieses Wissens faszinierte er mich. Noch griff er ja nicht an, er schwebte über mir, ich leuchtete ihn an, so daß der Lichtstrahl, wenn ich meine Hand bewegte, auch über die Hände wandern konnte und sie aus dem Dunkel riß.

Hände?

Nein, das waren Pranken. Breit, aber nicht klobig. Lange, kräftige Finger, die aussahen, als bestünden sie aus einem grauen Basaltstein. Etwas heller waren noch die Nägel abgesetzt, und in der oberen Hälfte waren die Finger so gekrümmt wie die eines Campers, wenn er bei Sturm seine Zeltstange festhält.

Der Teppich flog nicht nur, er bewegte sich auch selbst. Dabei warf er Wellen wie eine Wasserfläche, und die aus ihm hervorragenden Arme tanzten tatsächlich mit.

Das Bild ließ mich nicht los. Von einem fliegenden Teppich hatte ich bisher nur gehört. Ich hätte nie gedacht, daß es ihn tatsächlich gibt.

Nun aber sah ich ihn vor mir.

Nicht nur er selbst war etwas Besonderes, auch die sechs Hände, die aus ihm hervorragten, aber er war kein Spielzeug, er bedeutete Gefahr, denn schon einmal, kurz nach meinem Eintritt in das Museum war ich von ihm attackiert worden.

Ich wollte wieder zurück.

Plötzlich war er da. Als hätte er meine Gedanken geahnt. Er kam wie ein wogender Schatten oder wie ein gefährlicher Manta in der Tiefe des Meeres. Er schwang, er bewegte sich, dabei drehten sich die Hände, so daß sie in meine Richtung zeigten.

Es war klar, was sie wollten, und diesmal würde es sicherlich nicht bei einer Warnung bleiben.

Und plötzlich kippte der Teppich. Eine elegante Drehung, als hätte ihn jemand ferngesteuert. Nun ragten die Hände nach unten, besser zum Greifen.

Ich sprang zurück.

Zu langsam, viel zu langsam. Der Teppich, vielmehr die sechs Hände waren schneller.

Und sie bekamen mich zu packen.

Wo überall, das stellte ich sehr schnell gar nicht fest. Jedenfalls

verlor ich den Boden unter den Füßen und schwebte einen Moment später schon über der Brüstung.

Hände umfaßten auch meinen rechten Oberschenkel und drückten das Bein vom Körper weg. Mit der Hacke schleifte ich über die obere Kante des Gesteins. Ich hielt noch immer die Lampe, aber meinen Arm konnte ich nicht bewegen, auch an die Beretta kam ich nicht heran, sechs Hände waren einfach zu viel für mich.

Meine Befürchtungen traten nicht ein. Die Hände wollten zwar mich, aber sie wollten mich nicht töten, denn als ich über der Brüstung und praktisch im Leeren schwebte, wurde ich wieder hochgerissen und gleichzeitig herumgedreht.

Dabei arbeiteten die sechs Hände mit. Sie waren wirklich etwas Außergewöhnliches, denn sie drehten sich gegen den Uhrzeigersinn oder mit ihnen, so daß sie in der Wirkung, dem sich Bewegen von Schlangenkörpern, gleichkamen.

Man hievte mich auf den Teppich!

Es war nicht so einfach, wie es aussah. Möglicherweise kam es mir auch nur so kompliziert vor, weil ich mich in einer nicht sehr bequemen Lage befand, da ich noch in der Luft gedreht und dann über die Kante gerollt wurde. Sehr weich spürte ich unter mir den Teppich. Hart nur waren die Hände, die mich gegen ihn preßten. Sie gaben mir keine Chance, irgend etwas zu unternehmen. Ich konnte die Arme nicht bewegen und kam deshalb auch nicht an meine Waffe heran.

Da die harten Hände mein Gesicht in den Teppich preßten, nahm ich auch den Geruch wahr, den der Teppich abgab, und der in meine Nase drang.

Ich kannte ihn, weil ich ihn schon oft genug wahrgenommen hatte. Der Teppich stank nach Moder, nach Vergänglichkeit und nach altem Blut. Ein widerliches Konglomerat, bei dem sich mir fast der Magen umdrehte.

Leider konnte ich nicht herausfinden, wo ich mich befand, ging aber davon aus, daß ich noch über der Brüstung schwebte. Ich hatte den Teppich schweben sehen und ging davon aus, daß er auch mit mir wegfliegen würde - oder ich getötet wurde.

Ich konzentrierte mich auf den Druck der Hände. Sie waren einfach überall. Ich spürte sie an den Hüften, den Schultern, den Armen und den Beinen. Sie preßten mich auf den Teppich, auch mein Gesicht wurde hineingedrückt. Mir kam es wie ein kleines Wunder vor, daß ich überhaupt noch atmen konnte.

Im Mund spürte ich diesen widerlichen Geschmack des alten Bluts. Der Geruch wälzte mir den Magen um, aber ich wurde nicht bewußtlos. Irgendwie ging es weiter.

Der Teppich erhob sich!

Ich spürte den kleinen Ruck, als würde ein Wagen starrten, dann

schwebte ich mit der Unterlage weg und wurde nach wie vor von den Händen festgehalten.

Aber deren Griffe waren nicht mehr so hart. Zwar konnte ich mich nicht befreien, aber die brutale Umklammerung hatte sich dennoch etwas gelockert.

Der Teppich und die sechs Hände entführten mich!

Wind wehte mir entgegen, spielte mit meinen Haaren, und auch der Händedruck ließ immer mehr nach, bis er sich schließlich löste, so daß ich mich wieder normal bewegen konnte.

Zunächst blieb ich liegen und machte mich erst einmal mit den Tatsachen vertraut, daß ich nicht auf dem Boden stand, dafür aber durch die Luft schwebte.

Ich lag auf der weichen Unterlage und suchte nach einem Vergleich. Dabei kam ich mir vor wie jemand, der auf den Wellen dahinreitet, einfach hinwegschwebt, ohne daß er selbst etwas steuern konnte.

Wir glitten…

Und ich riskierte es.

Niemand hinderte mich daran, die Knie anzuziehen und mich vorsichtig aufzurichten. Der Wind verstärkte sich, er hatte jetzt mehr Widerstand bekommen, manchmal spürte ich ihn wie kalte Hände auf meiner Haut, die auch unter die Kleidung griffen und sie flattern ließen.

Meine Augen weiteten sich, als ich den Blick in die Runde schweifen ließ. Von den Händen war nichts mehr zu sehen.

Da ich nicht daran glaubte, daß man sie abgeschnitten hatte, kam für mich nur eine Erklärung in Betracht. Sie mußten sich in den Teppich zurückgezogen haben. Ich tastete ihn ab und hatte so ein merkwürdiges Gefühl. Der Teppich schien aus getrocknetem Blut zu bestehen. Bei diesem Vergleich ekelte ich mich und bekam am ganzen Körper eine Gänsehaut.

Vor mir lag die Dunkelheit der Nacht, unter mir die gewaltige Stadt Paris.

Und ich schwebte auf einem fliegenden Teppich über dieses Häusermeer. Es kam mir vor wie ein kleines Wunder. Orientalische Magie, ein Märchen aus dem Morgenland war in Erfüllung gegangen, und ich befand mich praktisch als Mittelpunkt darin.

Eine moderne Stadt glitt unter mir hinweg. Dazwischen ein graues, leicht glitzerndes Band, die Seine. Dann ein gewaltiges Gebäude, das in den dunklen Himmel ragte, der Eiffelturm. Ich sah sein Gestänge und mußte daran denken, daß ich auch dort schon auf einer der Plattformen gefährliche Situationen hinter mich gebracht hatte.

Der Turm war nicht das Ziel.

Ich konnte mir auch nicht vorstellen, welches Ziel der fliegende Teppich nun hatte. Klar, es war eine Entführung, aber man schaffte

keinen Menschen weg, ohne irgendwo ein Ziel zu wissen.
Darauf lauerte ich.
Der erste Schock hatte sich gelegt. Ich ging daran, den Teppich auch weiterhin zu untersuchen.
Meine Hände bewegten sich ebenfalls an den Rändern entlang, suchten und tasteten nach irgendwelchen Erhebungen. Vielleicht fand ich eine Spur der greifenden Hände, aber da war nichts. Diese Klauen hatten sich voll und ganz in den geheimnisvollen Teppich integriert.
Jetzt hätte ich gern das Gesicht des Abbés gesehen. Er hatte mich in dieses alte Museum gebracht, mir etwas Märchenhaftes versprochen, das ich nun erlebte.
Ich flog weg…
Die Weite der Stadt blieb unter mir. Es war ein herrliches Gefühl, so zu gleiten. Vielleicht hätte ich es auch genossen, wenn ich nicht von einem anderen gesteuert worden wäre.
So etwas war fatal.
Mich hinzustellen, traute ich mich nicht. Zu leicht hätte mich ein Windstoß packen und vom Teppich weg in die dunkle Tiefe wehen können. Das war kein Schicksal, das mich interessierte.
So flog ich weiter. Paris ist groß. Das Häusermeer unter mir schien kein Ende nehmen zu wollen.
Ich sah die Lichter. Manche von ihnen bewegten sich, andere waren starr.
Zwischen ihnen funkelten farbige Lampen. Zahlreiche Lokale hatten noch geöffnet. Ihr Licht verteilte sich auch nach oben hin, so daß ich manchmal das Gefühl hatte, von diesen bunten Wellen gestreift zu werden.
Und weiter führte der Flug.
Vorbei auch an hohen Häusern und Fabrikschornsteinen, die manchmal zum Greifen nahe waren.
Ich war frei wie ein Vogel und trotzdem gefangen.
Der Teppich- bewegte sich im sanften Rhythmus des Windes mit. Bis zu dem Augenblick, als er plötzlich anfing sich zu schütteln, als hätte er einen Stoß bekommen.
Für einen Moment war ich durcheinander, und meine Verwirrung steigerte sich, als sich vor mir plötzlich ein gewaltiges schwarzes Loch auftat. Etwas Ungeheuerliches, Gefährliches, das spürte ich. Innerhalb der Dunkelheit baute sich über der Stadt Paris auf, das alles verschlingen würde, was darauf zuraste.
Mich an erster Stelle.
Ich konnte den Teppich nicht lenken. Er stand unter dem Einfluß fremder Kräfte und jagte weiter.
Das Loch holte uns!
Es stand nicht still. Trotz seiner tintigen Schwärze erkannte ich, daß

sich in seinem Innern etwas bewegte, sich drehte, als wäre es ein gewaltiges Räderwerk, das sein Opfer erst hineinreißen und anschließend zermalmen wollte.

Eine gefährliche Falle, auch tödlich?

Ich hatte mich gedreht, kniete nach wie vor und hielt mit den Händen die Kante der vorderen Breitseite umklammert. Jetzt peitschte der Wind in mein Gesicht, da wir schneller glitten. Ich spürte das Augenwasser. Die Tränen brannten förmlich. Den Mund hatte ich geöffnet. Kalte Luft strömte hinein, viel kältere, als ich es gewohnt war.

Nein, die war nicht normal.

Das Loch gab sie ab und holte sie gleichzeitig wieder herein. Es ging so schnell, daß ich kaum bemerkte, wie ich mit dem Teppich in das Innere glitt.

Plötzlich war ich drin.

In einem gewaltigen Kreisel, der sich drehte und einen wilden Tanz aufführte, dem ich persönlich nichts entgegenzusetzen hatte.

Die vordere Kante des Teppichs wurde von den Gewalten in die Höhe geschoben, meine Hände machten die Bewegungen mit, der Teppich schlug regelrecht um sich, dann drehten auch wir uns.

Zuerst relativ gemächlich, danach immer schneller, so daß ich in einen furiosen Wirbel gerissen wurde und nicht mehr wußte, wo oben, unten, rechts oder links war.

Eine andere Kraft, die von einer noch größeren gelenkt wurde, stand dahinter.

Längst hatte sie mich zu einem Spielball degradiert, der in Welten hineingerissen wurde, die eines Menschen Verstand kaum erfassen und erst gar nicht begreifen konnte.

Ich mußte mich meinem Schicksal ergeben. Bevor mich der Wirbel völlig packte, dachte ich noch an Hector de Valois.

Ob er mir die Falle gestellt hatte…?

***

Sie waren zu viert und saßen in einem schwarzlackierten Citroën Pallas. Die Männer redeten so gut wie nicht miteinander, aber jeder von ihnen beschäftigte sich mit den gleichen Gedanken.

Geparkt hatten sie den Wagen auf der Ile de ja Cité, dieser großen und bekannten Insel inmitten der Seine. Dort, wo der Justizpalast und die berühmte Kirche Notre Dame stehen, hatten sich die vier Männer hingestellt.

Dort, geschützt durch die Dunkelheit und die Schatten der Bäume, warteten, sie.

Es waren der Abbé Bloch und drei seiner Mitstreiter. Der Abbé saß auf dem Beifahrersitz. Hin und wieder schaute er zur Uhr. Keiner der

die Männer gesehen hätte, wäre auf den Gedanken gekommen, in ihnen Mitglieder eines Geheimbundes zu sehen. Und doch waren es die Templer, die sich auf der Insel zusammengefunden hatten und warteten.

Ein bestimmtes Ereignis würde eintreten!

Noch tat sich nichts, aber der Abbé hatte bereits das Richtige getan und den entsprechenden Mann nach Paris gelockt, der das Geheimnis lösen sollte.

Sie wollten nur beobachten.

Im Park am Justizpalast war es ruhig. Es war keine Gegend für Liebespaare oder auch Straßenräuber, letztere trieben sich woanders herum. Die Ile de la Cité erlebte tagsüber den großen Ansturm der Touristen, die sich auf die bekannte Kirche Notre Dame stürzten.

Es gab sogar ein Hotel auf der Insel, das meist voll belegt war.

Die Männer standen unter einem gewissen Druck. Sie wußten nicht, ob alles klargehen würde. Ihr Plan besaß noch zu viele Risiken, obwohl Abbé Bloch sein Bestes gegeben hatte.

Es ging um diesen Teppich.

Die Templer wußten, daß er existierte, aber sie kamen nicht an ihn heran. Ein anderer sollte das erreichen. Ein außergewöhnlicher Mensch, und das war John Sinclair nun einmal.

Man bezeichnet ihn als Geisterjäger, doch er war mehr, viel mehr. Sein Leben hatte auf eine gewisse Art und Weise schon in der Vergangenheit stattgefunden, er war Hector de Valois gewesen, ein mächtiger Templer-Führer. Aber John Sinclair war auch Richard Löwenherz gewesen, der der mächtigen Gruppe der Templer damals sehr nahe gestanden hatte.

Alles Tatsachen, die Abbé Bloch sehr sorgfältig in seine Recherchen mit einbezogen hatte.

Sie selbst hätten es liebend gern versucht, aber sie waren nicht stark genug. Ihre Gruppe mußte im Geheimen arbeiten, zudem wurden sie von den Baphometh-Templern verfolgt.

Natürlich stand auch John Sinclair auf ihrer Liste, aber der Geisterjäger wußte sich eben besser zu wehren, und so hofften die Templer, daß ihr Plan klappte.

Erst als der Abbé zweimal nickte, regten sich auch die anderen drei. Ihre Bewegungen waren gleich, als sie nach den Riegeln tasteten und die Türen öffneten.

Vier schwangen auf.

Kühle Luft verdrängte die stickige innerhalb des Wagens, und die Templer verließen den Citroën.

Neben dem Fahrzeug blieben sie stehen und drückten die Türen wieder sanft zu.

In ihrer dunklen Kleidung hoben sie sich kaum von der Umgebung

ab.

Das Warten setzte sich fort. Diesmal allerdings taten sie etwas. Ein jeder von ihnen war mit einem Nachtglas ausgerüstet. An Lederriemen hingen die Gläser um ihre Hälse.

Der Abbé setzte sich wieder als erster in Bewegung, verließ den schützenden Wald und blieb am Ende einer Sackgasse stehen. Von dort schaute er auf einen Park und die Seine-Brücke, über die die Straße Pont Neuf führte. Der Blick in den Himmel über Paris war frei.

Bloch hatte das Glas mit beiden Händen umklammert. Sein schmales Gesicht war unbewegt. Der Wind spielte mit seinem grauen Haar. Wer ihn genauer anschaute, entdeckte auch die innere Spannung, unter der dieser Mann regelrecht litt.

Es mußte bald soweit sein…

Der Abbé vernahm hinter sich die Schritte seiner Begleiter. Als sie verstummten, hob er das Glas an und drückte es gegen seine Augen. Er legte den Kopf in den Nacken, um in den Himmel schauen zu können. Durch den Restlichtverstärker des Glases sah er fast so gut wie am Tag und konnte sogar die Wolken erkennen, die dort träge mit dem Wind zogen.

Es war für ihn und seine Freunde die Nacht der Entscheidung. Wenn es John Sinclair nicht schaffte, war die letzte Möglichkeit vertan. Dann gab es kein Zurück mehr.

Deshalb drückten sie alle dem Geisterjäger die Daumen. Sie hatten ihn nicht in Paris eintreffen sehen, aber sie wußten, daß er in der Stadt war und hoffentlich den Spuren folgen würde, die sie gelegt hatten.

Jeder von ihnen suchte in einer bestimmten Himmelsrichtung. So hatten sie alle im Blickwinkel. Sie sahen den Widerschein der Lichter, auch die sich bewegenden Punkte am Himmel, wenn Flugzeuge ihre Bahn zogen, aber sie entdeckten ihr eigentliches Ziel nicht.

Es war auch noch Zeit…

Minuten vergingen. Auch in der Nacht war es auf der Insel nicht ruhig. Irgend jemand bewegte sich dort immer. Sie hörten mal das Anlassen eines Motors, dann fuhren Wagen über die Brücke vor ihnen, hin und wieder erreichte auch eine Stimme ihre Ohren, ansonsten blieben sie ungestört.

Und sie schauten weiter in den Himmel, der für sie nicht mehr so dunkel war.

Bis einer von ihnen den Teppich entdeckte!

Er schrie nicht vor Überraschung, eine kurze Bemerkung reichte aus, um die anderen aufmerksam werden zu lassen. Der Mann hatte seinen Arm ausgestreckt und deutete in die Höhe.

Auch die anderen drei Templer folgten dieser Blickrichtung. Sie schauten durch die Gläser, und es war der Abbé, der eine erste

Bemerkung abgab.
»Ja«, sagte er. »Das ist er. Das ist der Teppich, und er fliegt nicht allein…«
Es war für die Männer schon faszinierend zu beobachten, wie sich der Teppich bewegte. Wellenförmig schlenkerte er durch die Luft. Auf ihm hockte die Gestalt eines blondhaarigen Mannes, der sich mit beiden Händen am Rand des Teppichs festklammerte.
John Sinclair!
Abbé Bloch hielt das Glas nur mehr mit der linken Hand. Die Rechte hatte er zur Faust geballt und drückte seine Fingerspitzen hart in das Fleisch der Ballen.
Er hatte einen hohen Einsatz gespielt und hoffte nur, daß sich dieser auch bezahlt machte. John Sinclair durfte ihn nicht enttäuschen. Für sie und für viele andere mußte er diese Reise unternehmen, denn er hatte ein schweres Erbe zu verteidigen.
Sie beobachteten den Teppich auch weiter, der scheinbar ziellos über Paris hinwegflog. Aber sie wußten genau, daß es ein Ziel geben würde.
Nur keines, das mit einfachen Worten zu erklären war. Das Ziel lag weit entfernt, war trotzdem nah, man mußte nur hinüberspringen. Das eben war das große Kunststück.
»Er tut nichts, gar nichts«, sagte einer der Templer.
»Das braucht er auch nicht«, erklärte der Abbé. »John Sinclair soll jetzt noch nichts unternehmen. Nur fliegen, nur fliegen…«
Die Antwort des Abbés hatte den übrigen gereicht. Sie gaben keinen Kommentar mehr ab, bis der Abbé plötzlich von einer Wolke sprach, die sich innerhalb der Dunkelheit auftat.
Seine Stimme hatte sich dabei gesteigert. Man merkte ihm nun die Erregung an. Sein Plan funktionierte. »Ja!« flüsterte er rauh. »Ja, genau das habe ich so gewollt. Er fliegt hinein, die Wolke holt ihn zu sich. Er kann nicht anders.«
»Es ist wie ein Tor«, meinte einer.
Bloch nickte, ohne das Fernglas von den Augen zu nehmen. »Du hast recht, es ist ein Tor.«
»Wo führt es hin?«
Der Abbé hatte die Freunde nicht eingeweiht. Das holte er nun teilweise nach. »In die Vergangenheit. Es wird John Sinclair in die Vergangenheit führen, wo unseren Vorfahren und Ahnherren so etwas Schreckliches widerfahren ist.«
»Gibt es ein bestimmtes Datum?«
»Ja, es wird der 18. März 1314 sein!«
Einer der Männer gab einen leisen Ruf des Erschreckens von sich. »Dann würde er dort eintreffen, wo Philipp der Schöne Jacques de Moley hat hinrichten lassen.«

»So ist es!«

Der Templer schwiegen. Vielleicht erschreckt, möglicherweise auch aus Unkenntnis. Bis einer von ihnen fragte: »Und was soll er dort alles unternehmen?«

»John Sinclair wird es wissen«, erwiderte Abbé Bloch orakelhaft. Damit war für ihn das Thema erledigt. Er beobachtete weiter und bekam auch mit, wie John Sinclair auf dem Teppich von der unheimlichen Wolke verschlungen wurde.

Sie fraß ihn und ballte sich gleichzeitig zusammen, so daß sie von der Schwärze des Himmels aufgesaugt wurde.

Erst nach einer Weile ließ der Abbé sein Glas sinken. Die Freunde taten es ihm nach. Sie schauten sich betreten an, kniffen die Lippen zusammen, sprachen aber nicht miteinander.

Bloch drehte sich um. Seine Schritte wirkten müde, als er zum Fahrzeug zurückging. Der Rücken war gebeugt, als würde er eine große Last davonschleppen.

Im Wald und am Wagen blieb er stehen. Eine Hand hatte er auf das Autodach gelegt.

Als die anderen vor ihm stehenblieben, schüttelte er den Kopf. »Von nun an«, so sprach er mit leiser Stimme, »können wir nichts, aber auch gar nichts mehr tun. John Sinclair ist auf sich allein gestellt und wird es durchkämpfen müssen.«

»Kehrt er zurück?«

Bloch hob die Schultern. »Wir Templer können vieles, wenn wir stark sind und zusammenhalten. Aber hier kann ich keine konkrete Antwort geben. Ich will es hoffen und dabei auf Gott vertrauen…«

***

Vergangenheit

Ich war gewissermaßen aus dem Dimensionstunnel herausgeschleudert worden und wußte sofort, daß ich mich nicht nur in einer anderen Umgebung, sondern auch in einer anderen Zeit befand.

Zwar hatte man mich noch nicht entdeckt, mich schützte die Dunkelheit der Nacht, aber ich sah die anderen Menschen, und sie wirkten wie Gestalten aus einem mittelalterlichen Film.

Nur war es für mich Realität!

Wieder einmal hatte mich die Vergangenheit geholt oder eingeholt. Ich dachte an den Teppich, der mich in diese Zeit gebracht hatte. An dieses märchenhafte Fluggerät von Abbé Bloch, doch der Teppich war verschwunden.

Ich selbst hockte auf dem Boden, hörte das Rauschen des Flusses, nahm auch den entsprechenden Geruch wahr und wußte, daß es sich bei diesem Strom um die Seine handelte.

Wortfetzen erreichten meine Ohren. Ich spreche ziemlich gut französisch, aber diese Sprache verstand ich kaum, weil sie in einem alten Dialekt gesprochen wurde.

Tief atmete ich durch.

Es roch nach Fisch, den man geräuchert und zum Trocknen aufgehängt hatte. Jenseits des Flusses sah ich die Häuser der Stadt. Es war noch nicht völlig dunkel, deshalb konnte ich auch einige Dinge unterscheiden.

Häuser, die nicht zusammengedrängt standen, dazwischen hellere Streifen, die schmalen Straßen und Gassen. Ich sah auch höhere Bauten, Kirchen, zum Beispiel. Am Kai entdeckte ich Lastkähne.

Man hatte auch die ersten Fackeln angezündet. Innerhalb der Lichtkreise bewegten sich die Menschen geschäftig hin und her. Schiffe wurden be- und entladen, an den Feierabend dachte man hier nicht so schnell.

Allmählich normalisierte sich auch wieder mein Gehör, so daß ich die Stimmen deutlicher vernahm, als kurz nach meinem Erwachen aus dieser ungewöhnlichen Ohnmacht.

Ich fand wieder zu mir selbst, auch zu den Fragen, die mich zwangsläufig quälten.

Weshalb hatte man mich in diese Zeit geschafft? Ohne Grund geschah so etwas nicht. Nur - welch ein Motiv sollte gerade Abbé Bloch gehabt haben, mich in eine derartige Lage zu bringen. Auch wenn sie im Moment ungefährlich aussah, glaubte ich doch an eine permanente Gefahr, die mir in dieser feindlichen Umwelt drohte.

Es mußte ein warmer, beinahe schwüler Tag gewesen sein, dem nun die Dämmerung folgte. Das Wasser der Seine roch unangenehm. Wenn ich atmete, schmeckte ich die Fäulnis, die es ausstrahlte.

Grau und schwer trieben die Fluten an mir vorbei. Auf einigen Schiffen hatte man Laternen angezündet, die träge im Wind schaukelten.

In welcher Ecke von Paris ich mich befand, war nicht herauszukriegen. Aber es mußte auf einer Insel sein. Beim herumdrehen sah ich auch auf der anderen Seite das Wasser.

Gesegelt werden konnte nicht. Der Wind war eingeschlafen. So wurden schwere Lastkräne gerudert oder von auf Saumpfaden laufenden Menschen gezogen.

Mir fiel ein besonders schwerfälliger Kahn auf, der zwar Segel gesetzt hatte, aber kaum von der Stelle kam. Das Schiff lag tief im Wasser. Auf den Uferpfaden mühten sich die Menschen ab, den schweren Kahn durch die Fluten zu ziehen.

Ich war so in den Anblick dieses Schiffes vertieft gewesen, daß ich die Schritte erst hörte, als die Person dicht neben mir stand und nicht mehr weiterging, weil sie sich so erschreckt hatte.

Es war eine junge Frau, deren Hand zum Mund hochschnellte.

Sie hatte Angst, das sah ich sofort. Ihre Furcht steigerte sich noch mehr, als ich mich aufrichtete und sie um mehr als einen Kopf überragte.

Die junge Frau stand gebeugt. Auf dem Rücken trug sie einen Korb, der mit Wäsche gefüllt war.

Bevor sie noch schreien konnte, hatte ich sie schon gepackt und zog sie in die Deckung einer Mauer, wo ich sie mit dem Rücken gegen den Stein preßte.

»Keine Angst, Mademoiselle«, flüsterte ich. »Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben.«

Aus ihren dunklen Augen schaute sie mich so zweifelnd an, daß ich weiterredete und erst aufhörte, als sie aufatmete und schließlich den Kopf senkte.

Jetzt erst hatte ich gewonnen. Die Frau trug alte Kleidung. Einen Mantel hatte sie sich ebenfalls umgehängt. Sie hatte den Kopf gesenkt, weil sie mich nicht anschauen wollte.

Natürlich wollte ich wissen, wo ich mich befand und fragte auch danach.

Die Antwort klang leise, sie war auch zögernd gegeben worden. »Juden-Insel…«

»In Paris?«

»Ja, auf der Seine. Ihr seht das Wasser, Sire…«

Nach dem letzten Wort zu urteilen, hielt sie mich für einen Adeligen. Ich wollte ihr da nicht widersprechen.

Von einer Juden-Insel hatte ich noch nichts gehört. Wenigstens gab es diese Insel nicht in meiner Zeit. Aber mir fiel ein, daß wir uns auf einer großen Insel in der Seine befanden. Es konnte eigentlich nur die Ile de la Cité sein, die man vielleicht früher, im Mittelalter, Juden-Insel genannt hatte.

Davon ging ich zunächst einmal aus und schaute mich um, bevor ich die Frau weiter befragte. Mir war aufgefallen, daß einige Männer schwere Lasten schleppten. Diese Lasten steckten in Körben, die auf den Rücken der Männer festgebunden waren.

Was sie trugen, konnte ich nicht erkennen. Deshalb fragte ich die Frau. Ich sprach sehr langsam.

Während sie meine Worte vernahm, hob sie den Kopf. Zweifel entstanden in ihrem Gesicht, dann erhielt ich eine flüsternd gesprochene Antwort. »Es ist das Holz. Trockenes Holz, Sire. Der Scheiterhaufen wird in dieser Nacht brennen.«

»Ach, und wer soll getötet werden?«

»Wir wissen es nicht. Aber der König hat eine große Rache und Abrechnung versprochen. Viele sind schon tot. Ich habe die Leichen gesehen. Noch immer liegen sie herum. Die Straßen der Stadt sind

vom Geruch der Toten durchweht. Es riecht nach Blut und Tod, Sire…«

»Wer wurde getötet?«

Als ich diese Frage gestellt hatte, zuckte die Frau zusammen. »Das wißt Ihr nicht?«

»Nein, ich bin fremd. Komme aus einem anderen Land.« Ich suchte nach einer passenden Erklärung. »Aus Burgund…«

Da nickte sie. »Ja, da könnt Ihr nicht viel wissen. Aber ich rate Euch, Sire, bleibt nicht hier. Bleibt nicht auf dieser Insel und auch nicht in Paris. Der Mob und der Tod gehen hier Hand in Hand. Der König hat sie endlich besiegt.«

»Wen hat er besiegt?«

»Den Orden!« flüsterte die Frau. »Die Mächtigen, die Gewaltigen, die Männer, die sich viel kaufen konnten. Er hat ihnen alles genommen, en hat sie töten lassen, die Ritter vom Tempel.«

Jetzt war mir einiges klargeworden. Die Templer waren auch als Tempelritter bezeichnet worden.

Da ich mich mit der Historie dieser mächtigen mittelalterlichen Vereinigung befaßt hatte, wußte ich auch, in welcher Zeit ich gelandet war. Ja, mir war sogar das Datum bekannt. Es war der 18. März 1314, der schwärzeste Tag in der Geschichte des Templer-Ordens. Da hatte es Philipp der Schöne mit Unterstützung des Papstes Clemens V. geschafft, die Templer umzubringen und einen Teil ihrer Schätze an sich zu reißen.

Doch er hatte nicht alle töten können, das wußte ich auch. Viele waren gewarnt worden und hatten sich rechtzeitig genug absetzen können. Aber dieses offizielle geschichtliche Datum besiegelte praktisch den Niedergang des Templer-Ordens.

Für mich stellte sich nun die Frage, aus welch einem Grund mich der geheimnisvolle Teppich in diese gefährliche Zeit geschafft hatte? Eine Antwort auf diese Frage würde ich mir wohl selbst suchen müssen. Wahrscheinlich auf dieser Juden-Insel, wie sie genannt wurde.

Die Augen der jungen Frau waren erschreckt geweitet. Ich sah ihr die Angst an, die sie durchlitt.

Bestimmt ging sie davon aus, zuviel verraten zu haben, doch ich schüttelte den Kopf und erklärte ihr, daß sie sich keine Sorgen zu machen brauchte.

»Es wird schon alles in Ordnung kommen«, sagte ich ihr und nickte dabei.

»Kann ich jetzt gehen?«

»Natürlich. Aber wo willst du hin?«

»Ich muß die blutige Kleidung wegschaffen.«

»Wieso blutig?«

Sie zögerte zunächst, bis sie mit der makabren Wahrheit

herausrückte. »Viele Frauen und Mädchen sind dazu verdammt, die Kleidung der Ermordeten zu verbrennen. So hat man es uns aufgetragen, und wir können uns nicht dagegen wehren.«

»Wo soll denn die Wäsche verbrannt werden?«

Am Ufer. Sie hob einen Arm an und deutete an mir vorbei. Es gibt dort einen bestimmten Platz, da muß ich hin. Bitte, Sire, laßt mich gehen. Ich bin schon zu spät.

Ich streckte meinen Arm aus, und sie zuckte zusammen. »Wie heißt du denn?« fragte ich.

»Giselle.«

»Ein schöner Name«, erwiderte ich. »Weißt du, Giselle, ich möchte nicht, daß du allein gehst. Nimm mich mit. Da ich fremd bin und du mir viel berichtet hast, möchte ich die Insel kennenlernen. Machst du das?«

Sie wollte erst nicht, schüttelte den Kopf, sprach dann von einer Gefahr, auch für Fremde.

»Weshalb?«, hakte ich nach.

»Die Schergen des Königs sind überall. Sie suchen noch nach den Templern. Bist du auch einer?«

»Möglich.«

»Dann, Verzeihung, Sire, daß ich Euch so unhöflich ansprach, nehmt Euch in acht. Sie lauern überall. Man erkennt sie nicht. Jeder Bettler kann ein Spion sein und plötzlich seine Waffen ziehen, um über Euch herzufallen. Es ist schlimm.«

»Danke für die Warnung, Giselle, aber ich kann mich wehren, das darfst du mir glauben.«

»Ich fürchte mich trotzdem.«

»Gehen wir.«

Sie merkte, daß ich eisern blieb, verzog das Gesicht, hob die Schultern und rückte ihren Wäschekorb zurecht. Als Kavalier hätte ich ihn ihr gern abgenommen. Das allerdings hätte mich erst recht verdächtig gemacht. Diese Zeit besaß ihre eigenen Regeln, und ein jeder mußte sich diesen unterwerfen.

»Möge der Allmächtige uns beistehen!« sagte sie leise, als sie sich von der Mauer abstieß. Giselle war noch jung, aber von der harten Arbeit gezeichnet, da sie schon gekrümmt unter der Last des schweren Korbs ging.

Unser Weg führte vom Kai weg. Man hatte hohe Steinmauern gebaut, die gegen Überschwemmungen schützten. Hin und wieder gab es Lücken, durch die Treppen führten.

Überhaupt waren die Häuser und Gassen auf der Juden-Insel sehr verschachtelt gebaut worden. In den engen Gassen brannten keine Fackeln. Ich hatte mehr als einmal das Gefühl, durch einen finsteren Tunnel zu schreiten und trotzdem beobachtet zu werden.

Irgendwo hinter den noch dunkleren Fensterluken schienen die Gestalten zu lauern. Dann schauten sie zu, dann glotzten sie in die Gassen hinein und verfolgten den Weg der einsamen Spaziergänger.

Auch ein ungewöhnlicher Geruch schwängerte die Luft. Für mich roch er stickig und dumpf. Blut roch so. Diese Insel hatte in den letzten Tagen schreckliches erlebt, ein großes Morden, angeordnet von oberster Stelle, das ich nicht begriff.

Hin und wieder flatterten Krähen umher und kreischten. Dann wischten sie wie Schatten über Hausdächer oder tauchten ein in den Wirrwarr der engen Wege.

Giselle ging vor mir her. Erst jetzt erkannte ich, daß sie keine Schuhe trug. Barfuß schritt sie über das holprige Pflaster. Ihre Sohlen bestanden einfach aus Hornhaut.

Hin und wieder drehte sie sich zu mir um. Wenn sie mein aufmunterndes Lächeln sah, zuckte sie schnell zurück und ging hastig weiter.

Noch etwas roch ich.

Dieser Geruch drängte sich über Hausdächer hinweg in die Gassen hinein, und er kam mir ebenfalls sehr bekannt vor. Es war der Gestank von Verbranntem, ätzend noch, als würde irgendwo vor mir Holz schwelen. Ich ging schneller und legte Giselle eine Hand auf die Schulter. Sie verstand das Zeichen, blieb stehen und drehte sich um.

Mit langsam gesprochenen Worten stellte ich meine Frage, und Giselle nickte vor ihrer Antwort.

»Ja, sie haben auch die Häuser niedergebrannt. Es war schrecklich. Die Horden fielen ein, plünderten, brandschatzten und mordeten. Was an die Templer erinnerte, sollte vernichtet werden.«

»Danke.«

»Kann ich weitergehen? Man vermißt mich sonst.«

»Sicher.«

Sehr bald schon hatten wir die Gasse verlassen. Kurz vor deren Einmündung in eine etwas breitere Straße, vernahm ich ein typisches Geräusch, das entsteht, wenn große, eisenbeschlagene Räder über holpriges Pflaster rollen.

Da wurden Karren gezogen.

Giselle blieb stehen. Zum erstenmal schenkte sie mir so etwas wie Vertrauen, als sie nach meiner Hand tastete und diese festhielt. Die Geräusche verstärkten sich, dann sah ich ihren Grund.

Männer waren dabei, mit Toten beladene Karren durch die Straße zu ziehen.

»Das sind die Leichensammler!« hauchte Giselle. »Sie sind noch ärmer als wir.«

Ich spürte im Hals das Kratzen. »Kann ich mir vorstellen.«

»Man wird die Toten auch verbrennen. Der König ist grausam. Er hat

die Templer furchtbar gehaßt.«

Zu der Überzeugung war ich auch gekommen. Wir ließen die Männer mit den Karren passieren, bevor wir in die Straße einbogen, die ein wenig abwärts führte.

Hier war es nicht mehr so dunkel. Hinter einigen Fenstern brannten Lichter. Kerzen, die ihren zuckenden Schein verbreiteten und doch nur einen kleinen Teil der Räume erhellten.

Auch hier sah ich keine Menschen. In dieser Nacht hielten sie sich in ihren Häusern und Wohnungen versteckt. Wer nicht unbedingt auf die Straße mußte, der blieb hinter den Mauern.

Giselle hob die Schultern, als würde sie frieren. »Es wird Zeit, Sire, wir müssen gehen.«

»Dagegen habe ich nichts.«

Giselle hatte von einem Platz erzählt, wo die Kleidung der Toten verbrannt wurde. Bisher hatte ich diesen noch nicht zu Gesicht bekommen, aber man war schon dabei, die Lumpen zu vernichten. Vor uns huschte der Widerschein des Feuers über die Hauswände und den Untergrund der Gassen. Die Flammen glichen langen, gierigen Fingern, die zuckend in die Dunkelheit eintauchten.

Giselle hatte es eilig. Sie war plötzlich verschwunden, weil sie scharf nach links wegtauchte und sich unter einem halbrunden Torbogen hinwegduckte.

Diese Kante und auch der Bogen hatten mir praktisch die Sicht auf die Feuerstelle genommen, nun aber sah ich sie, und ich erkannte auch, daß wir uns schon wieder am Ufer der Seine befanden, und zwar tiefer liegend als die normale Insel mit ihren Häusern, Plätzen und Wohnherbergen.

Das Wasser war in Bewegung geraten. Die Wellen leckten gegen den kleinen Platz und sahen im Schein der Flammen aus wie rotes Wasser. Tatsächlich lodert das Feuer, in das nicht nur die alten Lumpen hineingeworfen wurden, auch Holzstücke dienten als Nahrung, damit die Flammen nie verlöschten.

Ich hatte Giselle gehen lassen, war selbst im Schatten geblieben und schaute mir die Szene an.

Es waren mehr als ein halbes Dutzend Frauen, die dieser Tätigkeit nachgingen. Sie hatten ihre Körbe abgestellt und schleuderten die Lumpen ins Feuer.

Immer wenn die Flammen neue Nahrung bekamen, dankten sie mit einem Funkenregen.

Der Widerschein huschte auch über die Wasserfläche und erreichte das jenseitige Ufer.

Hinter der Kaimauer erhoben sich die Schuppen und Lagerhäuser. Am Kai hatten schwere Lastkähne festgemacht, die entladen wurden. Kaum einer der arbeitenden Männer warf einen Blick zu uns auf die

Insel herüber. Sie hatten zu tun.

Jetzt sah ich auch die verbrannten Häuser. Ihre Trümmer schwelten noch an der rechten Seite des Waschplatzes, und der noch aufsteigende Rauch vermischte sich mit dem des Lumpenfeuers.

Giselle und diese Verbrennung brachten mich auch nicht weiter. Ich wollte mehr herausfinden. Vor allen Dingen ging es mir dabei um die Templer und auch um diesen Teppich, der mich hergebracht hatte. Er war einfach verschwunden. Mir war bisher nicht die Zeit geblieben, ihn zu suchen, deshalb wollte ich die oder den finden, der mir eine Spur zeigen konnte.

Die Häscher des Königs hatten sicherlich nicht alle Templer erwischt. Einige mußten sich noch versteckt halten, dessen war ich mir sicher. Vielleicht wußte auch Giselle Bescheid.

Ich ging zu ihr.

Sie hatte ihren Korb fast leer. Als ich neben ihr stehenblieb, holte sie soeben eine zerfetzte Hose hervor, deren Beine sie um ihre Handgelenke drehte, bevor sie das Kleidungsstück ins Feuer schleuderte. Selbst das tanzende Licht konnte den ekeligen Ausdruck auf ihrem Gesicht nicht übertünchen.

Giselle erschrak zutiefst, als sie mich anblickte. »Ihr seid noch hier, Sire?«

»Ja, das bin ich.«

»Geht, bitte. Das ist nicht Euer Platz.«

»Ich weiß es. Nur möchte ich mehr wissen. Ich bin gekommen, um mit den Templern zu sprechen. Sie sind meine Freunde, verstehst du das? Ich will mit ihnen reden.«

Das Gesicht der Frau wurde starr. »Tot«, sagte sie. »Alle sind tot.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Doch, sie sind tot…«

Ich hatte das Gefühl, mit einer Puppe zu sprechen. So abweisend hatte sie sonst nicht reagiert. Das mußte einen Grund haben. Sehr vorsichtig schaute ich mich um. Von mir unbemerkt, hatten sich die anderen Frauen um uns versammelt und ihre Arbeit liegenlassen. Man starrte mich nicht gerade freundlich an. In den Augen der Frauen las ich den Haß.

Was hatte ich falsch gemacht?

Giselle sagte nur ein Wort. »Geh!«

Okay, sie wußte, wohin. Ich aber nicht. Ich brauchte eine Spur oder jemand, der mich zu einem Ziel führte.

Eine andere Person trat vor. »Ihr seid ein Freund der Templer, nicht wahr? Ich habe es gehört. Ja, ich habe es gehört!« Sie riß die Arme hoch und sprang heftig zurück, so daß ich das Gefühl hatte, als würde sie in die Flammen hineinspringen. »Ein Freund der Templer!« brüllte sie plötzlich los, so daß ihre Stimme selbst das Knistern und Prasseln

der Flammen übertönte. »Er ist ein Freund der Templer. Er ist es. Ja, kommt her. Ich habe einen gefunden.«

An wen die Worte gerichtet waren, wußte ich nicht. Aber ich rechnete damit, daß der König auch Soldaten auf der Insel hielt und diese innerhalb weniger Minuten Bescheid wissen würden.

Nicht innerhalb weniger Minuten.

Sekunden nur dauerte es.

Ich hörte das harte Schlagen der Hufe auf dem Pflaster, sah sich bewegenden Fackelschein und vernahm einen herrisch geschrienen Befehl. »Im Namen des Königs! Bleibt stehen!«

***

Giselle schaute mich an, ich blickte ihr ins Gesicht. Uns beiden war klar, daß mir der Befehl- galt.

Wie viele Reiter es waren, wußte ich nicht, wahrscheinlich zu viele, deshalb blieb mir nur die Chance zur Flucht. Aber zurück konnte ich nicht, da hätten sie mir den Weg abgeschnitten. Der beste Weg war der ins Wasser.

Giselle hielt mich nicht auf. Ihre Leidensgenossinnen schienen sich hervortun zu wollen. Sie feuerten die Soldaten an, und die erste Schreierin wollte es besonders gut machen. Sie sprang vor und griff mich an.

Wie eine Hexe kam sie mir vor, als sie ihre Arme ausstreckte und die Finger krümmte. Das Gesicht war verzogen, ihr Mund stand offen, die Zunge schaute hervor.

Ich ließ sie auflaufen. Nicht in meine Faust, sie prallte gegen meine flache Hand, die ich ausgestreckt hatte. Diese Kollision reichte aus, um sie zur Seite zu schleudern. Mein zusätzlicher Hebeltritt sorgte dafür, daß sie zu Boden fiel.

»Renn weg!«

Giselle hätte diesen Satz nicht zu rufen brauchen, ich wußte auch so, was ich zu tun hatte. Aber ich lief den Soldaten nicht entgegen, sondern nahm den Weg zum Ufer.

Es waren ein paar Schritte. Links am Scheiterhaufen rannte ich vorbei, während sich hinter mir das Schreien noch mehr verstärkte. Auch die Frauen ließen nicht locker. Sie schleuderten Holzstücke hinter mir her. Einige Kolben flogen an mir vorbei und klatschten in das Wasser, das an dieser Stelle doch flach war. Wahrscheinlich befand sich eine Sandbank im Fluß.

Als das Wasser schon meine Beine umspülte, erwischte mich ein Holzstück. Ich hatte das Gefühl, einen Tritt in den Allerwertesten zu bekommen.

Schwierigkeiten bereitete mir der Untergrund. Er war einfach zu weich.

Bei den Wellen hatte ich das Gefühl, als wollten sie mich wegschwemmen. Trotz der wenigen Zeit warf ich einen Blick zurück.

Die Reiter hatten schon das Feuer erreicht. Es zauberte auf ihre Rüstungen einen goldroten Schein.

Die Weiber kreischten, die Soldaten trieben ihre Tiere an, es waren zwei, die es besonders eilig hatten und mich erreichen würden, bevor ich ins tiefere Wasser gelangte.

Als der erste sein Schwert schwang, stand ich nicht einmal bis zu den Oberschenkeln im Fluß. Aber er erwischte mich nicht. Ich duckte mich, packte seinen Arm, den kein Metall umschloß, und zog ihn vom Rücken des Tieres.

Aufspritzend fiel er in das Wasser. Sein Pferd scheute. Schrill wiehernd drehte es sich um die Hand und lief den Weg zurück, den es gekommen war. Für mich war es ein Glück, denn es behinderte die nachreitenden Soldaten.

Für einen Moment hatte ich freie Bahn.

Bevor sich der Soldat noch schwerfällig erheben konnte, war ich bereits in tieferes Wasser gelaufen, das plötzlich bodenlos wurde, denn ich hatte das Gefühl, als würden mir die Beine weggerissen. In der Dunkelheit hatte ich die Strömung nicht genau erfaßt. Sie war es aber, die mich nun erfaßte und mich auch unter die Oberfläche drückte. Genau das hatte ich gewollt.

Ich tauchte in die grauen Fluten. Augenblicklich saugte sich die Kleidung voll und wurde schwer.

Auch sie zog mich dem Grund entgegen. Wie tief die Seine an dieser Stelle war, wußte ich nicht, aber der Grund, über den ich meine Füße bewegte, war sehr weich und schlammig. Bei jedem Schritt wühlte ich noch mehr von diesem Schlamm auf, denn ich schwamm und ging gleichzeitig.

Um Luft zu holen, mußte ich wieder hoch. Die Dunkelheit deckte mich, auch wenn rote Feuerschatten über das Wasser tanzten. Für meine Gegner würde es schwer sein, mich zu sehen.

Ich hatte etwa die Mitte des Flusses erreicht, als ich den Kopf aus dem Wasser streckte und mir das Haar aus der Stirn schleuderte.

Die Soldaten waren noch da, aber sie hatten ihre Pferde nicht in die tieferen Regionen getrieben, denn die Tiere - auch teilweise gepanzert - würden versinken.

Dafür vernahm ich Schreie und helle Trompetenstöße, die wie Alarmsignale klangen.

Man würde auf mich eine Treibjagd veranstalten, das war mir klar. Deshalb wollte ich auch entwischen, und ich durfte keinesfalls auf der Insel bleiben. Sie war eine einzige Falle.

Nicht weit entfernt überspannte eine Steinbrücke den Fluß. Sie war auch schwimmend zu erreichen, und ich hatte das Glück, von der

Strömung mitgerissen zu werden, so daß sich meine Schwimmbewegungen in Grenzen hielten.

Sehr gut kam ich voran und näherte mich der Brücke. Leider war es nicht zu vermeiden, daß hin und wieder Seinewasser in meinen Mund drang. Klar war es nicht. Auch schon vor Hunderten von Jahren hatte dieser Fluß eine Verschmutzung erlebt. Wenn auch eine andere als in meiner Zeit.

Nahe der Brücke verstärkte sich die Strömung. Es bildeten sich leider auch Strudel und Kreisel, gegen die ich zu kämpfen hatte. Einer drückte mich sehr tief.

Glücklicherweise hatte ich zuvor Luft holen können. Ich tauchte also unter, selbst Schwimmbewegungen brachten mich nicht in eine andere Richtung, dafür wurde ich gegen etwas Hartes gedrückt, das meiner Ansicht nach die Verlängerung der über dem Wasser verlaufenen Kaimauer war.

Zwar geriet ich noch nicht in Panik, doch zu lange konnte ich die Luft auch nicht mehr anhalten. Zu sehen war nichts, ich mußte mich auf meinen Tastsinn verlassen. Meine Hände fuhren über das glatte und glitschige Gestein. Es war mit zahlreichen Algen und Pflanzen bewachsen. Nur gab es nichts, an dem ich mich festklammern konnte.

Bis meine Hände plötzlich abrutschten und ins Leere stießen. Gleichzeitig erfaßte eine so harte Strömung meine Arme, daß sie auch meinen Körper herumdrückte und mich in dieses Loch hineinstieß, das sich in der Mauer öffnete.

Hatte es Sinn, dagegen anzukämpfen?

Nein. Ich hätte nur mehr Kräfte verloren, deshalb überließ ich mich der Strömung und wurde vom Fluß aus in einen Schacht oder Kanal gedrückt, wo mich die konzentrierte Gewalt des Wassers immer weiter vorschob.

Wo ich landete, wußte ich nicht. Ob ich dann noch leben würde, stand ebenfalls in den Sternen. Es gab nur mehr die Hoffnung, die sich erfüllte, denn plötzlich packte mich die Gewalt des Wassers und drückte mich hart in die Höhe.

Ich kam mir vor wie ein Korken, der aus irgendeiner Flasche gepreßt wurde.

Jedenfalls konnte ich Luft holen, tat dies auch, hustete und hörte das Echo des Hustens.

Es klang sehr laut, auch irgendwie weit. Für mich der Beweis, daß ich in einer unterirdischen Höhle gelandet war.

Noch strampelte ich innerhalb dieses ebenfalls unterirdischen Sees umher, bewegte aber jetzt meine Arme und schwamm kurzerhand los. Ich wollte irgendein Ufer erreichen.

Schon sehr bald bekam ich Kontakt mit dem Grund, konnte waten und erreichte das Trockene, wo ich mich auf einem mit kleinen

Kiesstücken bedeckten Steinboden niederließ.
Kaum hatte ich mich gesetzt, begann ich zu frieren. In dieser unterirdischen Welt war es saukalt.
Meine nasse Kleidung klebte wie eine zweite Haut am Körper. Ich mußte niesen und gleichzeitig husten. Da war eine Erkältung im Anmarsch.
Die Dunkelheit empfand ich als bedrohend. Sie war ein Schatten, der sich immer mehr zusammenzog, so daß ich ein würgendes Gefühl spürte, daß sich um Hals und Brust legte.
Ich stand auf.
Meine Lampe wurde wieder einmal zu einem Retter. Ich holte sie hervor und schaltete sie ein.
Der scharfe Halogenstrahl tötete einen Teil der Finsternis an. Wie mit dem Lineal gezogen, durchbrach er die dumpfe Finsternis, traf nasse Wände, glitt auch über den Boden, wo der kleine Kies im fahlen Licht glänzte, und warf auch blitzende Reflexe auf die Wasserfläche, als ich mich mit der Lampe in der Hand drehte.
War ich allein?
Bis jetzt hatte ich keinen Menschen entdeckt, ging einige Schritte zur Seite und stellte dabei fest, daß diese unterirdische Höhle schon ziemlich große Ausmaße besaß.
Hatte sie auch einen Ausgang?
Ich ging vom Wasser weg, leuchtete nach links und hörte sie, bevor ich sie noch sah.
Es war ein schreckliches Stöhnen und Atmen. Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Im nächsten Moment blieb ich abrupt stehen, denn im Schein der Lampe, sah ich die vier ausgemergelten Gestalten, die sich langsam vom Boden erhoben.
Gestalten, die aussahen wie Zombies!

***

Mit lebenden Leichen hatte ich schon oft zu tun gehabt. Ich wußte auch, daß es sie zu allen Zeiten gegeben hatte. Nur war damals der Ausdruck Zombie noch nicht geläufig gewesen.
Sie taten mir nichts, obwohl sie bewaffnet waren. Sie standen da und starrten mich an.
Ich ließ sie ebenfalls nicht aus dem Blick. Erste Zweifel stiegen in mir hoch, ob es sich bei diesen Gestalten tatsächlich um Zombies handelte. Die Augen der Untoten besaßen zumeist einen tumben Ausdruck. Auch deren Gesichter waren entsprechend, bei diesen Männern hier trafen diese Dinge nicht zu.
Sie waren normal, und ich konnte sie durchaus als erschöpfte Menschen bezeichnen, die in dieser Höhle einen gewissen Schutz gefunden hatten.

Weder sie noch ich sprachen. Aber ich machte den Anfang und ging auf sie zu.

Die vier Männer packten die Griffe der Schwerter fester. Ihre Kleidung war schmutzig, sie selbst sahen ausgemergelt aus. Vielleicht schafften sie es nicht einmal, die Waffen zu heben, gewettet allerdings hätte ich darauf nicht.

Ich erkannte das Mißtrauen auf ihren Gesichtern. Die Augen hatten einen lauernden Ausdruck angenommen, sie trauten mir nicht, hielten mich für einen Feind.

Ich hatte Zeit genug gehabt, um über die neue Lage nachzudenken, und war zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich bei ihnen bestimmt nicht um königstreue Personen handelte. Da traf eher das Gegenteil zu.

»Wer seid ihr?« fragte ich und lauschte dabei dem Echo meiner eigenen Stimme nach.

Die vier Gestalten rührten sich nicht. Nur in ihren Gesichtern zeichnete sich ab, daß sie über meine Frage nachdachten. Ich wollte sie nicht blenden und drehte die Lampe etwas zur Seite, so daß die Gesichter mehr im Schatten lagen.

Der größte von ihnen, es war wohl der Anführer, löste sich aus der Gruppe und ging mit schweren, schlurfenden Schritten vor. Er hatte beide Hände dabei auf den Schwertgriff gelegt. Es sah so aus, als wollte er sich abstützen. Der Blick seiner Augen wirkte müde, gleichzeitig auch wachsam.

»Kann man Euch als Freund oder als Feind sehen?«

Allein die ausdrucksvolle Stimme bewies mir, daß dieser Mann etwas Besonderes sein mußte. In mir keimte so etwas wie Vertrauen hoch, das ich den Männern entgegenbrachte.

»Es kommt darauf an. Ich bin kein Freund der Soldaten, wenn das etwas hilft.«

»Dann seid Ihr auch keiner des Königs?«

»Bestimmt nicht.«

Der Mann nickte. Er hatte dunkles Haar, das bis zum Hals wuchs und sein ausgemergeltes Gesicht umschloß. »Ihr kommt nicht von hier. Ihr sprecht unsere Sprache, aber anders. Wer hat Euch geschickt?«

»Niemand. Ich kam von allein.«

»Ihr lügt.«

»Nein. Ich heiße John Sinclair und komme aus England.«

Der Mann drehte sich um. Er sprach mit seinen Freunden. Ich verstand kein Wort, bis er sich wieder mir zuwandte und mich auf die Lampe ansprach.

»Es ist eine Taschenlampe«, erklärte ich.

»Was bedeutet das?«

Ich lächelte. »Vielleicht werde ich es euch später erklären, meine

Freunde.«

»Freunde?«

Ich nickte und ging jetzt aufs Ganze. »Ja, ich bezeichne die Templer als meine Freunde.«

Der Mann ballte die Hände. »Ihr seid also doch ein Verfolgter. Und ein Templer. Wenn es stimmt, dann seid willkommen bei den letzten, die sich verkrochen haben. Unzählige unserer Brüder sind in den Verliesen zu Tode gemartert worden. Sie starben, wie sie gelebt haben. Aufrecht, denn sie schworen nicht ab. Einige haben sich retten können. Sie sind geflohen, wir aber wollen alles versuchen.«

»Was versuchen?«

»Man hat uns auserwählt, um Jacques-Bernard de Molay zu befreien.«

Für diese Erklärung hatte ich nur ein schmerzliches Lächeln übrig. Ich wußte es ja besser. Die Templer hatten es nicht geschafft, ihren Anführer vor den Flammen des Scheiterhaufens zu bewahren, aber ich hielt den Mund, da ich sie nicht enttäuschen wollte und auch nicht in den Lauf der Historie eingreifen konnte.

»Das ist ein guter Vorsatz«, erwiderte ich statt dessen. »Nur kann ich mir schlecht vorstellen, wie ihr ihn aus den Verliesen herausholen wollt. Ich wüßte keinen Weg.«

Der Templer nickte. »Das kann ich mir denken. Ihr kommt von weit her, seid fremd in Paris, aber es sind Dinge geschehen, die man so einfach nicht erklären kann.«

»Versucht es trotzdem.«

Der Mann nickte. »Ja, ich schenke Euch Vertrauen. So wie Ihr uns auch Vertrauen geschenkt habt. Jacques-Bernard de Molay war ein mächtiger Mann. Er hat uns geführt. Er war derjenige, der in das Land der Ungläubigen einfiel und mithalf, Jerusalem zu befreien. Vieles aus dieser Stadt und deren Umgebung hat er mitgebracht. Schätze des Morgenlandes, unter denen sich auch ein Teppich befand.«

»Ein fliegender?«

»Ja, es stimmt.«

»Diesen Teppich…« Ich verschluckte den Rest und formulierte die Antwort anders. »Von ihm habe ich bereits gehört.«

»Dann wißt Ihr sicherlich auch, was wir vorhaben.«

»Ich kann es mir höchstens zusammenreimen.«

»Das braucht Ihr nicht. Ich will es Euch sagen. Meine Freunde und ich, so schwach wir auch sind, werden uns noch in dieser Nacht aufmachen und den Teppich suchen. Er ist ein magischer Teppich, ein Zauberteppich, und nur durch ihn können wir unseren Anführer befreien, bevor ihn die Flammen des Scheiterhaufens erfassen. Habt Ihr nun begriffen, John Sinclair?«

»Das habe ich in der Tat.«

»Deshalb möchte ich Euch, den Kräftigen und Mutigen, die Frage stellen, ob Ihr uns bei unserer so schweren Aufgabe behilflich sein wollt. Kommt mit uns!«

Noch immer brachte ich es nicht übers Herz, den Templern zu erklären, wie sich der Lauf der Geschichte entwickeln würde. Durch ihre Erklärung hatten sie mir gleichzeitig eine Chance gegeben, denn ich war ebenfalls daran interessiert, den Teppich zu finden. Schließlich hatte er mich in diese Zeit gebracht. Und wahrscheinlich konnte er mich auch nur zurückbringen.

»Ihr zögert?«

»Nein, mein Freund, ich zögere nicht länger. Ich habe nur nachgedacht. Ein Mann muß nachdenken und sollte in dieser schrecklichen Zeit nichts überstürzen.«

»Das ist sehr weise gesprochen.«

»Ich bin dabei.«

»Dafür danke ich Euch, mein Freund.« Der Templer kam auf mich zu und hielt beide Arme ausgestreckt. Auf seinen ausgemergelten Zügen lag ein feines Lächeln. Ich war mir sicher, daß dieser Mann es ehrlich mit mir meinte.

Der Druck seiner Hände war kräftig. Meine Worte schienen ihm Mut gegeben zu haben.

Nur wußte ich seinen Namen noch nicht, und ich fragte ihn danach. Er trat einen Schritt zurück, legte den Kopf schief, wobei ein verlorenes Lächeln über seine Lippen zog. »Meinen Namen werde ich dir nennen. Vielleicht hast du schon von mir gehört oder von meinem Geschlecht. Es ist kaum zu erklären, einfach unfaßbar, was geschehen ist, und manchmal schäme ich mich für meinen Namen. Ich bin Bertrand de Valois!«

Er hatte die letzten Worte lauter gesprochen, so daß sie wie ein Echo durch die Höhle hallten. Und ich kam mir dabei vor, als hätte man mir den Boden unter den Füßen weggezogen.

Bertrand de Valois!

Ein de Valois!

Einer aus diesem Geschlecht, aus dem auch Hector de Valois einige Zeit später stammte, der wiederum zu den Templern gehörte und in mir wiedergeboren war. Der einmal mein Kreuz besessen hatte, wie auch Richard Löwenherz und andere.

Der Templer sah mir meine Überraschung und auch Verwunderung an. Er schüttelte leicht den Kopf. »Ist es schlimm für Euch, diesen Namen zu hören?«

»Nein, nicht direkt.«

»Aber Ihr kennt ihn?«

»Das ja. Aber es verbinden sich Erinnerungen daran.«

»An wen. Vielleicht an Blanche de Valois?«

»Wer ist das?«
Plötzlich wurde der Mann mißtrauisch. »Ihr habt nichts von der Beerdigung gehört, die das Land und die Stadt aufgerüttelt hat?«
»Nein, ich bin fremd…«
Bertrand de Valois winkte ab. »Ich habe Euch Vertrauen geschenkt und werde auch weiterhin nicht von diesem Weg abweichen. Vor einigen Tagen wurden die Gräfin Blanche de Valois, die Schwester König Philipps zu Grabe getragen. Neben dem Sarg schritt der König, und hinter ihm, inmitten hoher Würdenträger, Jacques de Molay. Ob er etwas ahnte, wissen wir nicht. Nach der Beerdigung jedenfalls wurden die geheimen Befehle des Königs, die er schon zuvor als versiegelte Briefe überall im Land verteilt hatte, gebrochen. Damit begann die Tötung der Templer. Wir, die Valois, sind Templer.«
»War Blanche es auch?«
»Sie hat uns nicht verraten.«
»Das werde ich auch nicht. Da könnt Ihr beruhigt sein, Bertrand de Valois.«
»Ich wußte es.« Er legte mir eine magere Hand auf die Schulter. Sein Griff aber war fest. »So, ich möchte Euch jetzt meine drei aufrechten Freunde vorstellen, die sich ebenfalls bereitgefunden haben, den Kampf gegen den König aufzunehmen.«
Ich erfuhr die Namen der Männer, behielt sie aber nicht beim erstenmal. Es war auch unwichtig.
Zunächst einmal mußten wir versuchen, an den Teppich zu gelangen.
»Wißt ihr, wo sich der Teppich befindet?« fragte ich. Wir standen jetzt im Kreis, und ich wartete gespannt auf die Antwort.
Bertrand gab sie. »Ja, wir müssen dorthin, wo Jacques Molay seine Schatzkammer gehabt hat.«
»Die sicherlich gefunden und auch geplündert wurde, wie ich annehme.«
Der Templer nickte. »So ist es. Aber und das wissen nur wir - es gibt einen Geheimgang, von dem wir annehmen, daß ihn die Schergen des Königs noch nicht entdeckt haben. Diesen Gang werden wir nehmen und so in die Schatzkammer gelangen.«
»Der Vorschlag klingt gut«, gab ich zu. »Wenn ich mich allerdings in dieser Höhle umschaue, entdecke ich keinen Ausgang.«
»Es gibt ihn!« berichtigte mich einer der Männer. »Ihr könnt Euch darauf verlassen.«
»Und man hat diesen Ort noch nicht entdeckt?«
»Nein, er gehört zu den Geheimnissen der Templer, die nicht weitergegeben wurden.« Bertrand hatte gesprochen, und er deutete auf das Wasser. »Es ist eine Laune der Natur, daß eine Strömung so entsteht und jemand durch den Tunnel zieht, anstatt ihn wieder auszuspeien. Wir wissen dies, die Soldaten des Königs und dessen

Getreue allerdings nicht. Sie rechnen damit, daß derjenige ertrinkt, der in den Fluß fällt und von den Fluten fortgezogen wird.«

»Dann wird man auch mich für tot halten.«

»So ist es.«

Allmählich bekam auch ich eine größere Hoffnung und rechnete damit, daß wir es schaffen konnten.

Noch einmal fragte ich nach dem Ausgang, und Bertrand de Valois drehte sich um.

»Folgt mir, bitte.«

Ich schritt hinter ihm her. Die drei anderen schlossen sich mir an.

Wir gingen quer durch die Höhle, bis wir dort stehenblieben, wo sich zahlreiche Steine in die Höhe türmten und einen regelrechten Hügel bildeten, der von der Höhlenwand an der Rückseite abgestützt wurde.

Man bat mich, mit der Lampe zu leuchten. Ich mußte auf die Knie gehen und entdeckte seitlich sowie inmitten des Gesteins eine Öffnung, in die ein Mensch hineinkriechen konnte.

»Dort müssen wir durch«, erklärte der Templer.

Noch kniend fragte ich: »Soll ich den Anfang machen?«

»Wenn Ihr Euch traut.«

»Natürlich. Deshalb bin ich gekommen. Auch ich will das Geheimnis dieses Teppichs lösen.«

Noch während der letzten Worte schob ich mich bereits vor. Mit den Schultern schabte ich zwar am Gestein entlang, aber ich kam durch, leuchtete wieder und stellte fest, daß der scharfe Lichtstrahl wie eine helle Messerklinge in einen Tunnel oder Stollen schnitt.

Da der Tunnel sehr niedrig war, mußte ich auf den Knien bleiben. Nicht immer ein Vergnügen, denn einzelne Steine lagen auf dem Boden.

Die Templer folgten mir. Ich hörte ihr Atmen hinter mir. Manchmal sprachen sie auch wispernd miteinander, aber ich verstand leider nicht, was sie sagten.

Die Luft war ungewöhnlich schlecht. Zudem stank auch meine Kleidung nach dem Schmutzwasser der Seine, und dieser Geruch trug nicht gerade dazu bei, die Luft zu verfeinern.

Wenn man durch die Dunkelheit schleicht, wird irgendwann die Zeit einmal zweitrangig. Man vergißt sie einfach. So erging es auch mir, denn ich wußte nicht, wie lange ich unterwegs war. Manchmal können Sekunden zu Minuten werden, und bei Minuten hat man das Gefühl, schon Stunden unterwegs zu sein.

Hin und wieder tropfte Wasser in meinen Nacken. Ich schleifte auch durch Pfützen, die sich am Boden gebildet hatten, aber ich hörte hinter mir die Templer, die mich immer wieder anfeuerten.

Den Mut verlor ich nicht. Besonders dann nicht, als ich plötzlich das Ende des Tunnels entdeckte und auch eine alte aus Holz und Seilen

zusammengesetzte Leiter, die in die Höhe führte.
Da der Stollen mittlerweile mehr an Breite gewonnen hatte, schob sich Bertrand de Valois neben mich. »Die Leiter ist wichtig für uns«, flüsterte er. »Sie führt zum Ausgang.«
»Nicht mehr auf der Insel. Dafür nahe des Berges.«
»Montmatre also?«
»Ja, so nennt man ihn.«
Ich hatte nichts dagegen. Je schneller wir vorankamen, um so besser war es. Diese Nacht dauerte schließlich nicht ewig. Bertrand de Valois wollte als erster die Leiter besteigen. Ich ließ ihm den Vortritt. Schließlich kannte er sich hier aus.
Das Gestänge dehnte sich, ächzte und knarrte, als der Templer es bestieg. Er hielt sich an den Seiten fest, aber die Leiter hielt, und als ich gegen die Sohlen seiner Sandalen starrte, hatte er bereits die linke Hand erhoben und stützte die Fläche gegen einen Lukenumriß, den ich sah, als ich leuchtete.
Zu helfen brauchte ich ihm nicht. Bertrand de Valois drückte den Ausstieg ohne Mühe hoch.
Ich wartete noch und ließ ihn erst verschwinden, bevor ich ihm nachkletterte.
Er erwartete mich. Es tat mir gut, endlich frischere Luft atmen zu können. Neben der Luke blieb ich stehen. Leider auch in der Dunkelheit, so daß ich wieder die Lampe einschalten wollte, aber der Templer legte mir seine Hand auf den Unterarm.
»Nicht«, sagte er.
Die drei anderen kletterten ebenfalls über die Leiter ins Freie. Wir standen dicht beisammen. Ich roch noch das Wasser, sah aber auch die sehr hohen Mauern, die uns umgaben.
»Wo sind wir hier?«
»Es ist eine alte Versammlungsstätte aus früherer Zeit«, erklärte mir Bertrand de Valois. »Hier haben wir uns getroffen, um ungestört zu sein.«
»Im Freien?«
Einer der Templer drückte die Kuhle wieder zu. Ich bekam erst Antwort, als sich dieser Mann aufgerichtet hatte. »Ja, es liegt zwar im Freien, aber kaum jemand kennt diesen Ort. Die Mauern sind nicht nur sehr hoch, sie besitzen auch keine Fenster. Dieser Teil gehört, obwohl es nicht so wirkt, zum Palast des Jacques de Molay.«
»Und er wird nicht von den Soldaten überwacht?« erkundigte ich mich erstaunt.
»Nein, sie haben alles niedergebrannt. Sie raubten, sie mordeten, sie brandschatzten und rechneten damit, daß sie ihrer Pflicht genüge taten. Die ersten Tage der großen Jagd sind vorbei. Es steht nur mehr die Hinrichtung des Jaques Molay an und seiner letzten beiden

Getreuen, die ihm stets zur Seite standen.«
»Können wir auch von hier in die private Schatzkammer gelangen?«
»Ja.«
»Dann zeigt mir den Weg!«
Der Templer hob einen Arm an. »Es wird nicht einfach sein, das kann ich Euch sagen. Geht davon aus, daß die private Schatzkammer von den Soldaten bewacht ist.«
»Damit rechne ich auch.«
Wir waren bereit. Tatsächlich umgaben uns sehr hohe Mauern. Sie hielten auch den Lärm von außen ab, so daß wir uns vorkamen wie in einer Oase der Stille.
Trotz der Schalldämmung gingen wir so leise wie möglich. Und es war wieder Bertrand de Valois, der die Führung übernommen hatte und diagonal über den Innenhof schritt.
Als er stehenblieb, sah ich nichts, nur vor mir dieses dunkle unregelmäßige Gestein.
»Wir sind da. Du mußt dein Licht nehmen.«
Als die Lampe brannte, leistete ich dem Templer im stillen Abbitte. In der Tat hatten wir ein Ziel erreicht. Innerhalb der Steinmauer sah ich die kleine Eisentür, durch die höchstens ein Liliputaner aufrecht gehen konnte.
Bertrand de Valois bückte sich und klopfte dreimal in einem bestimmten Rhythmus gegen das Metall.
Zuerst vernahmen wir ein Kratzen in Höhe des Schlosses, danach ein Schleifen, dabei wurde die Tür von innen nach außen gedrückt.
Da ich noch immer mit meiner Taschenlampe leuchtete, warnte mich der Templer. »Erschrick nicht, wenn du ihn gleich siehst.«
Ich freute mich über seine vertraute Anrede und erschrak trotzdem, denn vor mir stand ein Zwerg, der sein linkes Auge zusammenkniff. Das rechte konnte er nicht mehr bewegen. Man hatte es ihm genommen. Auch sonst hatte sein Gesicht einiges Abbékommen. Ein Teil der Haut sah aus wie erstarrtes Feuer, so rot. Diese Veränderung zog sich bis zu den Lippen hin, von denen die Hälfte fehlte und praktisch, nur rohes Fleisch war.
Der Zwerg zischte etwas, als er seine Hand vor sein noch gesundes Auge hielt.
»Wer ist das?« fragte ich.
»Er war einmal der Narr am Hofe Philipps. Dann aber wollte ihn der König nicht mehr. Aus einer Laune heraus ließ er ihn foltern, weil er einen Narren einmal weinen sehen oder schreien hören wollte. Das ist aus Claron geworden. Ein Mensch, der nur noch hassen kann und jeden töten würde, der für den König ist.«
Man soll Menschen zwar nicht nach dem Äußerlichen beurteilen, aber dieser Claron kam mir doch seltsam vor. Er trug noch seine

Narrenkleidung, ein hauteng geschnittenes grünes Gewand, nur eben ohne Schellen. Zudem war er völlig verdreckt.

»Ihr bringt einen Fremden mit, Bertrand?« fragte der Zwerg mit seiner Fistelstimme.

»Einen Freund.«

»Seid Ihr da sicher? Wie viele Spione hat der König? Los, sagt es mir! Hundert, tausend, noch mehr…«

»Sicherlich mehr, aber John Sinclair ist ein Freund, und du wirst ihn auch als einen Freund behandeln. Habe ich mich da klar genug ausgedrückt?«

»Ja, Bertrand.« Der Zwerg nickte, trat zurück, ließ die Tür aber nicht los und hielt sie offen, so daß wir hindurchgehen konnten.

Bei meiner Größe mußte ich fast auf die Knie, um den Durchgang passieren zu können.

Abermals war ich in einem Gang gelandet, konnte mich aber aufrichten und ging einige Schritte in den korridorähnlichen Flur hinein, an dessen Wänden Halter hingen, die nur zum Teil mit den entsprechenden Fackeln bespickt waren.

Der Gnom drückte die Tür wieder zu, wobei er die gleichen Geräusche verursachte wie beim Öffnen.

Die Fackeln brannten jetzt wieder besser, wo sie neuen Sauerstoff bekommen hatten. Sie schufen ein unheimliches Muster, das lautlos über unsere Gestalten geisterte.

»Führt dieser Weg direkt in die Schatzkammer?« fragte ich.

»Ja und nein. Claron wird uns führen.« Bertrand wandte sich an den Zwerg. »Hast du uns irgend etwas zu berichten?«

»Nein, die Kammer ist frei. Niemand hat sie in der letzten Nacht betreten.«

»Aber Soldaten sind in der Nähe?«

»Ich glaube es.«

»Gut, geh vor!«

Claron mußte auch am Bein etwas Abbékommen, haben, denn er zog das linke leicht nach. Seine Arme waren sehr lang, er wedelte damit, vielleicht auch nur, um sein Gleichgewicht zu halten. Als sich beim Gehen seine Kleidung verschob, sah ich aus den Falten am Rücken die Griffe dreier Dolche ragen.

Die Fackeln gaben genügend Licht, so daß ich meine Lampe steckenlassen konnte.

Auch das Innere dieser Wände war mit einer feuchten Schicht bedeckt. An manchen Stellen hatte sie sich verdichtet, so daß sie als Wassertropfen herabrann.

Genau dort, wo es besonders intensiv war, blieb der Zwerg nicht nur stehen, er hockte sich auch nieder und begann damit, seine Hände über das Gestein wandern zu lassen.

Die in der Nähe blakende Fackel leuchtete ihn an. Ich konnte erkennen, daß er lange, kräftige Finger hatte, die sehr wohl die Griffe der Dolche umklammern konnten.

Mit seinen kräftigen Fingern schaffte er es, einen Stein nach dem anderen zu lösen, so daß in der Wand ein viereckiges Loch entstand, durch das wir alle hindurchpaßten. Claron aber machte den Anfang.

»Jetzt du«, sagte Bertrand zu mir.

Ich hatte noch Fragen. »Wo lande ich dann?«

»In einem Schrank. Er ist in das Mauerwerk eingebaut, besitzt dennoch eine Rückseite, und Claron ist dabei, sie soeben zu lösen, damit für dich der Durchgang geschaffen wird.«

»Was finde ich in der Schatzkammer?«

Bertrand de Valois lächelte ein wenig verloren. »Nicht mehr viel. Das meiste haben die Schergen des Königs an sich genommen. Wir haben auch noch etwas wegschaffen können, aber der Teppich ist vorhanden.«

»Wo liegt er?«

»Unter dem großen Teppich hielt ihn Jacques de Molay versteckt. Das ist alles.«

»Dann wären wir klar. Wollt ihr warten?«

»Vorerst ja. Gib uns Bescheid, wenn du den Teppich gefunden hast.«

Ich war einverstanden, tauchte nieder und kroch durch die Öffnung. Dahinter fiel der Boden ab, und meine vorgestreckten Hände glitten bereits über normales Holz.

Rechts von mir sah ich den Schatten des Gnoms. Er war noch kleiner geworden, denn er hatte sich hingehockt. Wieder hörte ich sein Zischen, nahm es als Aufforderung hin und rutschte zu ihm.

Er deutete nach vorn und sagte das Wort *porte.*

»Dann öffne die Tür!« flüsterte ich ihm zu.

Er brauchte wieder nur seine Arme auszustrecken, fummelte wohl an einem Riegel herum, ich hörte ein leises Schaben, und einen Lidschlag später war die Tür offen.

»Wir sind hier fast auf dem Berg«, sagte der Gnom, drückte sich wieder zur Seite, so daß mein Blick in den Raum fallen konnte, in dem der Teppich liegen sollte.

Es war kein normal eingerichteter Raum. Mir fiel die Leere auf, aber auf dem Boden lag der Teppich, von dem Bertrand gesprochen hatte. Und in der Mitte des Zimmers stand - auf einem langen Eisenfuß - eine Schale, die mit brennendem Öl gefüllt war.

Niemand hielt sich in der Schatzkammer des Jacques de Molay auf! Die Templer hatten sich doch nicht geirrt. Dem Gnom ging ich zu langsam. Ich spürte seine Hände auf meinem Rücken, als er mich vorschob.

»Sage den Zurückgebliebenen, daß ich alles so vorgefunden habe,

wie mir berichtet wurde.«

»Ich mache es.«

Während der Zwerg verschwand, betrat ich den leeren Raum, der nur von diesem geheimnisvollen Feuer erhellt wurde. Ich fragte mich dabei, wer es wohl angezündet haben könnte. Die Templer sicherlich nicht, das konnten Feinde von außen gewesen sein.

An den Wänden mußten einmal Tapeten oder kostbare Stoffe gehangen haben. Jedenfalls sah ich Fetzen davon herabhängen. Einige berührten mit ihren Enden den Boden.

Jeder Raum besitzt eine Tür. Auch dieser hier fiel dabei nicht aus der Rolle. Sie lag dem eingebauten Schrank gegenüber und war nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen.

Der Ausgang interessierte mich in zweiter Linie. Wichtiger war der Teppich, unter dem der andere, mit dem ich in die Vergangenheit geflogen war, verborgen sein mußte.

Eigentlich ein Wahnsinn und ungemein schwer, das zu begreifen. Jedenfalls wußte ich eins. Wenn der Teppich in meiner Zeit noch existiert hatte, war er in der Vergangenheit auch nicht vernichtet worden. Das sah ich als ein positives Omen an.

Der normale Teppich zeigte einige blasse Muster. Normale Motive, bräunlich schimmernd auf einem etwas helleren Untergrund. Kein Zeichen, das ich hätte mit irgendeiner fremden Magie in Berührung bringen können.

In der Länge und in der Breite war er fast von Wand zu Wand gelegt worden. Zwischen Wand und Teppich befand sich aber ein Zwischenraum, in dem meine Finger hineinpaßten, so daß ich den Teppich anheben konnte. Für einen einzelnen war es nicht einfach. Teppiche sind verdammt schwer, auch ohne Leiche.

An einer Ecke hob ich ihn hoch, trat dann selbst in den Zwischenraum, um den Teppich aufrollen zu können.

Mein Blick fiel dabei auf den offenen Schrank. Der Zwerg hockte noch immer dort und beobachtete mich. Von den Templern sah ich nichts. Mich wunderte es, daß sie sich zurückhielten.

Dann hörte ich das Geräusch.

Mit einem fetzigen Knall wurde die Tür aufgestoßen, und zahlreiche bewaffnete Gestalten stürmten in den Raum.

Die Häscher des Königs!

***

Natürlich hatten sie mich sofort entdeckt. Drei von ihnen wollten mich erledigen. Zwei waren mit Lanzen und Schwertern bewaffnet, der dritte trug einen Morgenstern bei sich, diese mit Stacheln bespickte Eisenkugel. Sie war an einer Kette befestigt, die wiederum mit einem handlichen Griff verbunden war.

Der Typ mit dem Morgenstern war der Kleinste unter den dreien. Er schwang seine Waffe wie ein Könner, zudem war er muskulös, das konnte ich gut erkennen.

Er trug einen Vollbart. Mitten in dieses Gestrüpp hinein landete meine Faust so hart, daß sich der Knabe in der Luft überschlug, bevor er den Boden berührte.

Dann kümmerte ich mich um die anderen beiden. Rüstungen trugen auch sie nicht, aber sie konnten mit ihren Lanzen umgehen und trieben mich in die Enge.

Bis an die Wand mußte ich zurück, hörte dabei die schrillen Rufe des Zwergs und war versucht, meine Beretta zu ziehen. Noch befand ich mich nicht in Lebensgefahr, konnte den Stößen ausweichen und hörte, wie die Lanzenspitzen gegen die Wand hieben.

Aus der Drehung schlug ich mit der Handkante nach links zu, sah einen Körper fallen und reagierte selbst sehr schnell, als ich eine Lanze an mich riß und mit ihr den nächsten Stoß abwehrte.

Beide Waffen krachten zusammen. Mein Gegner - auch kleiner als ich, keuchte und bekam einen roten Kopf. Er drückte mich zurück, ich ließ es auch zu und sprang dann geschmeidig zur Seite, so daß er an mir vorbeitaumelte.

Jetzt erst konnte ich erkennen, daß seine Lanzenspitze mit bösen Widerhaken versehen war, die tiefe Wunden rissen, wenn sie einmal getroffen hatten.

Ein hohl klingendes Pfeifen ließ mich aufhorchen. Diesmal hatte es nicht der Zwerg ausgestoßen.

Die durch die Luft wirbelnde Kugel verursachte es, denn auf mich kam der Kerl mit dem Morgenstern zu, der den ersten Hieb verdaut hatte.

Ich wich aus, aber die verdammte Kugel folgte mir, so daß ich immer mehr zur Seite weichen mußte.

Plötzlich zuckte der Kerl zusammen, sackte in die Knie, kam wieder hoch, als wollte er auf den Zehenspitzen stehenbleiben. Das schaffte er nicht. Er fiel nach vorn und schlug aufs Gesicht.

So sah ich den Dolchgriff, der aus seinem Rücken ragte, und hörte das hämische Lachen des Gnoms, der die Waffe ins Ziel geschleudert hatte.

Und er warf den zweiten Dolch.

Die Klinge wischte an mir vorbei, traf einen Lanzenträger dicht unter dem Hals, so daß der Mann zusammenbrach. Ein weiterer lag am Boden, ebenfalls von dem dritten Dolch getroffen.

Der Zwerg hüpfte auf der Stelle. »Vier sind zu wenig!« keuchte er, »viel zu wenig. Ich hole sie mir alle. Einen nach dem anderen, das bin ich dem verdammten König schuldig.« Er zog den Dolch wieder aus dem Körper. Einer der Soldaten lebte noch, und ihn wollte der Zwerg

töten.
Der Mann war angeschlagen. Als der Zwerg den Arm hob, um seine Waffe zu schleudern, spürte er plötzlich eine Klammer an seinem rechten Handgelenk.
Ich hielt es fest!
Der Zwerg keuchte und begann damit, mich zu beschimpfen. »Nicht doch«, sagte ich, »keinen unnötigen Mord! Ich werde ihn verhindern.«
»Du weißt nicht, was sie mir angetan haben, diese…«
»Es geht auch anders.« Der Gnom schrie auf, als ich sein Gelenk herumdrehte.
Den Dolch ließ er fallen. Ich kickte ihn weg, schleuderte den Gnom in eine Ecke, hörte ihn fluchen und kümmerte mich selbst um den Lanzenträger. Der bekam kaum mit, daß er einen zweiten Handkantenschlag kassierte. Diesmal fiel er zusammen und blieb im Reich der Träume.
Der Zwerg hinter mir bewegte sich hektisch. Ich hatte ihn unterschätzt. Als ich mich umdrehte, hatte er seine Waffen bereits wieder an sich genommen.
Ein Blick in sein Gesicht reichte mir.
Der Haß dieses Verwachsenen konzentrierte sich auf mich.
»Ich werde dich zeichnen!« versprach er mir und ließ seine Dolche in den Händen wippen. »Auch wenn du gegen sie gekämpft hast, du bist kein Freund.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das bist du nicht. Du hast mir etwas genommen. Ich kann sehr gut werfen. Ich werde dich nicht töten…«
Plötzlich schaute er in meine Beretta. Bevor er die Hände mit den Dolchen wurfbereit hatte, starrte er in die Mündung, und seine Worte verstummten. Der Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Pistolen hatte es in dieser Zeit noch nicht gegeben, er konnte sie also nicht kennen, aber mit dem sicheren Instinkt spürte er, daß ich ihm wohl mit diesem Gegenstand in der Hand überlegen war.
»Laß es!«
Sein Blick wechselte zwischen mir und der Waffe in meiner Rechten. »Was ist das?«
»Damit kann ich töten!«
»Wirst du es werfen?« Er setzte ein Kichern nach.
»Nein, sicherlich nicht. Aber…«
»Claron!« Bertrand de Valois' Stimme hallte durch den Raum. »Es ist gut. Gib Ruhe!«
Der Zwerg wurde bösartig und stampfte voller Wut mit dem rechten Fuß auf. »Aber er hat mich nicht meine Aufgabe zu Ende führen lassen!« schrie der Gnom. »Er hat es nicht getan!«
»Mußte er das? Ein Templer ist gegen das Töten. Er tötet nur, wenn er sich verteidigt. Dies hat John Sinclair getan und damit bewiesen,

daß er zu uns gehört.«

Der Gnom steckte seinen Dolch weg, auch ich ließ die Beretta wieder verschwinden. Doch die Blicke des Verwachsenen sprachen Bände. Wäre es nach ihnen gegangen, hätte er mich in die Mangel genommen.

Bertrand de Valois kam nickend auf mich zu. »Du hast deine Sache gut gemacht«, sagte er leise.

»Wußtest du, daß die Häscher kommen würden?«

Er hob die Schultern. »Ich habe es geahnt. Wahrscheinlich haben sie diesen Raum beobachtet.«

»Wo hielten sie sich auf?«

»Draußen. In der Tür existiert ein Guckloch. Verzeih, daß ich dich nicht warnte, aber ich schätzte dich so ein, daß du auch so mit ihnen fertig wirst.«

»Soeben noch.«

Für den Templer war das Thema erledigt. Er wandte sich dem eigentlichen zu. »Den Teppich hast du noch nicht gefunden, wie ich inzwischen bemerkte. Wir werden ihn gemeinsam hervorholen.« Er und seine Freunde gingen dorthin, wo ich den Teppich bereits angehoben und den Weg vorbereitet hatte.

Wir brauchten nicht einmal die Hälfte des Teppichs aufzurollen, um den eigentlichen zu finden.

Mir gab es einen Stich, als ich ihn sah. Es war der gleiche Teppich, der mich hergetragen hatte. Die blutrote Farbe, der beinahe glatte Stoff, der sich anfühlte wie dichter Samt.

In meiner Zeit war ich damit in die Vergangenheit gereist, jetzt sah ich ihn wieder und hoffte natürlich, wieder zurückreisen zu können, denn Jacques de Molay konnten wir auf keinen Fall retten. Da hatten sich die Geschichtsschreiber bestimmt nicht geirrt.

Gemeinsam zogen wir den Teppich hervor, rollten den anderen wieder zu recht und ließen das Beutestück auf ihm liegen.

Wenn ich den Zwerg mitrechnete, waren wir zu fünft und hatten uns so aufgebaut, daß jeder auf den Teppich schauen konnte. Ich warf noch einen Blick auf die Toten und spürte den Schauder. Dieses Blutvergießen hätte nicht zu sein brauchen.

»Das ist er!« flüsterte Bertrand de Valois. »Das ist genau der Teppich, den Jacques de Molay von seiner Reise aus dem Orient zurückbrachte.«

»Ich kenne ihn auch.«

Der Templer warf mir einen nachdenklichen Blick zu. »Dann weißt du sicherlich auch, daß ihn kein Unwürdiger betreten kann oder darf. Nicht wahr?«

»Wenn er es doch macht?«

»Wird er vernichtet!« erwiderte der Templer kalt. »Er hat keine

Möglichkeit zur Rückkehr mehr.«

Ich dachte an die sechs Hände, die aus dem Teppich gewachsen waren, und überlegte, ob ich Bertrand de Valois ins Vertrauen ziehen sollte. Ich entschied mich dafür.

»Auch ich habe von den Händen gehört, die streicheln und töten können. Jacques de Molay hat mir davon erzählt. Er hat den Teppich genau untersuchen können und mich eingeweiht. Magier aus dem Morgenland stehen zu ihm in einem besonderen Verhältnis.«

»Wieso?«

»Man hat sie darin getötet!«

Ich war überrascht. »Das verstehe ich nicht…«

»Es ist ganz einfach, Freund John Sinclair. Ich gebe dir die Geschichte wieder, so wie ich sie von Jacques de Molay gehört habe. Er hat sie ebenfalls von einem Weisen erfahren, der sehr genau über gewisse Dinge Bescheid wußte. Einst - es war vor der Zeit der Grab-Befreiung - regierte dort ein Kalif, der dem Zauber fremder Magien sehr zugetan war und sich an seinem Hofe drei Magier hielt. Diese wurden ihm zu mächtig. Er wollte sie loswerden. ›Freiwillig‹ wären sie nie gegangen. Wenn doch, wären sie auch zurückgekehrt und hätten sich furchtbar an ihm gerächt. Das wußte er auch. Aus diesem Grunde änderte er seinen Plan, lockte die Magier in eine Falle und begann damit, sie zu foltern und zu martern. Sie aber widerstanden der Tortur. So entschloß sich der Kalif, sie auf eine ungewöhnliche Art und Weise zu töten. Er ließ ein großes Grab in die Felsen schlagen und wickelte die drei Magier in eben diesen Teppich, bevor er sie zusammen in das Grab hineinschob. Aber er hatte sie nicht zuvor getötet. Bei lebendigem Leib schob er sie in die Grabhöhle, das hatte er von den Ägyptern gehört, und so erstickten sie. Aber sie waren Zauberer und mußten einen Weg gefunden haben, um die Zeiten zu überdauern. Sie wurden zu Staub, ihr Geist überlebte. Er verband sich ebenso mit dem Teppich wie ihr Blut. Deshalb besitzt er eine so rote Farbe. Es ist die Farbe des Blutes, das die Magier einst verloren haben. Begreifst du jetzt den Sinn dieser alten Legende, John Sinclair?«

»Noch nicht ganz. Was hat es mit einem Würdigen oder Unwürdigen zu tun und mit dem Betreten des Teppichs?«

»Nur derjenige darf den Teppich betreten, der Jacques de Molay auch nahegestanden hat. Andere werden sterben.«

»Dann kannst du ihn betreten?«

»Ja.«

»Auch deine Freunde?«

»Darauf hoffen wir.«

»Ich kenne ihn ebenfalls, denn der Teppich hat mich in diese Zeit gebracht, in die ich nicht gehöre, Bertrand.«

Ich hatte die Worte bewußt langsam ausgesprochen, ein jeder sollte

sie verstehen. Sie waren auch verstanden worden. Man schaute mich trotzdem an, als hätte ich etwas Schlimmes gesagt. »Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte de Valois. »Wie soll ich das begreifen?«

»Ganz einfach. Ich lebe 600 Jahre später, wenn ich von dieser Zeit ausgehe.«

In den folgenden Sekunden bewies mir der Templer, daß er ein intelligenter Rechner war. »Wenn du auf dem Teppich hergekommen bist, hat er die Zeiten überdauert.«

»Das ist genau richtig.«

»Dann können wir Jacques Molay retten!« Ein anderer hatte den Satz gesagt. Die Erregung ließ seine Stimme dabei zittern.

Sollte ich ihnen die Wahrheit sagen? Noch achteten sie nicht auf mich, denn sie unterhielten sich, schmiedeten Pläne, bis ich in ihr Gespräch hinein sagte: »Es tut mir leid, aber Jacques de Molay wird auf dem Scheiterhaufen sterben.«

De Valois fuhr herum. Sein Blick wollte mich bannen. »Woher weißt du das?«

»Sieh mal, es ist viel über diese Zeit niedergeschrieben worden, und nicht alles ging verloren. Jacques de Molay ist gestorben. Niemand konnte ihn retten. Er ging mit zwei seiner Begleiter dem Scheiterhaufen entgegen. Die drei Männer starben in den Flammen. Es tut mir leid, daß ich euch keine andere Nachricht geben konnte.«

Bisher hatte sich der Gnom nicht eingemischt. Jetzt aber meldete er sich wieder zu Wort. »Er lügt!« kreischte er. »Ich weiß genau, daß er lügt.«

»Nein, Claron, ich spreche die Wahrheit!«

»Dann bist du ein anderer.«

»Wieso?«

Er funkelte mich an. »Dann gehörst du zu den Menschen, die mit dem Satan und dem König im Bunde stehen. Du bist keiner von uns. Ich nenne dich einen Verräter.«

Er redete sich nicht nur in Rage, er wollte mir auch beweisen, was er von mir hielt.

Zwei Templer stieß er zur Seite, sprang auf mich zu und riß seine Dolche hervor.

Ehe noch einer meiner neuen Freunde eingreifen konnte, handelte ich. Mit einem blitzschnellen Karatetritt erwischte ich ihn an der Brust, so daß er hart zurückgeschleudert wurde, auf dem Rücken landete und plötzlich Kontakt mit dem Teppich besaß.

»Ein Unwürdiger!« schrie Bertrand.

Es war bereits zu spät. Wie gefährliche Blumen aus dem Boden wuchsen aus dem Teppich die sechs Hände in die Höhe und umklammerten den Zwerg so hart und zangenhaft, wie sie es auch bei mir getan hatten…

***

Für einen Moment war selbst ich verblüfft. Als ich reagierte, hob der Teppich bereits ab. Vor unseren Augen stieg er in die Höhe. So schnell, daß wir ihn nicht halten konnten.

Was dann geschah, war für uns alle ein kalter Horror, denn wir erlebten die Macht des Zauberteppichs in all ihrer Stärke und Bösartigkeit mit. Der Gnom war ein Unwürdiger. Er versuchte zwar, gegen die Kraft anzukämpfen, es war vergeblich.

Der Teppich und die Hände machten mit ihm, was sie wollten. Er wellte sich plötzlich wie bei mir, als er durch den Raum fegte, deren Decke so hoch war, daß er noch über unsere Köpfe hinweghuschen konnte, wir aber nicht herankamen, obwohl ich es mit einem Sprung versuchte, um die Kante ergreifen zu können.

Der Gnom schrie.

Er mußte Schlimmes durchmachen.

Leider konnte ich nicht erkennen, was ihn so quälte. Manchmal, wenn der fliegende Teppich tiefer sank und ich für einen Moment nur Umrisse zu sehen bekam, da entdeckte ich, wie der Gnom um sich schlug, denn sie hielten nur seine Beine fest. Er konnte den Oberkörper bewegen, drückte ihn hoch, fiel wieder- zurück auf den Teppich, so daß sein Gesicht ebenfalls darin verschwand.

Die Templer hatten sich zur Seite gedrückt. Sie griffen nicht ein, nahmen es als Schicksal hin.

Ich war da anders. Im Raum hatte ich mich aufgestellt. Wenn ich sehr hart sprang und der Teppich günstig flog, mußte es mir einfach gelingen, ihn zu packen und mich an seinem Rand festzuklammern.

Leider waren seine Wege zu unstet. Ich erriet nie, welche Drehung und Kurve er in der nächsten Sekunde schlagen würde.

Der Gnom schrie!

Es waren fürchterliche Schreie, die durch den Raum gellten. Rufe, wie sie nur ein Mensch ausstoßen konnte, der in Todesangst schwebte. Einmal sah ich ihn. Die Hände hatten es ihm sogar erlaubt, sich aufzurichten. Er hatte seine Arme in die Höhe gerissen, sein Gesicht war verzerrt, die Haut an der rechten Seite leuchtete noch intensiver, und einen Augenblick später jagte der Teppich in einer parabelförmigen Kurve der Decke entgegen. Jetzt hätte es den Gnom erwischen müssen. Das aber war leider schon vorher geschehen.

Als der Teppich sich drehte und dabei dicht unter der Decke hinwegwischte, war von dem Gnom nichts mehr zu sehen. Eine winzige Staubfahne zog noch hinter dem magischen, durch die Luft fliegenden Gegenstand her, das war auch alles.

Wir schauten zu, wie er landete. Nicht weit von unseren Füßen entfernt, sank er beinahe lässig zu Boden und blieb dort ruhig liegen.

Keine Hände, kein Blut und auch keine Spur von dem Zwerg!

Was sollte man dazu sagen? Und wer raffte sich zu einem Kommentar auf? Es war Bertrand de Valois, der als erster von uns die Sprache zurückfand und seinen Kommentar abgab.

»Ich habe es bisher nur geahnt. Jetzt aber weiß ich es genau. Der Teppich hat seine magische Zauberkraft nicht verloren. Sie ist nach wie vor stark vorhanden. Ich bin mir nun sicher, den richtigen Weg gegangen zu sein.«

»Und der Gnom?« fragte ich.

»Er war ein Unwürdiger. Es gibt manchmal für einen Mann Dinge, da sollte er den Tatsachen ins Auge schauen. So rechne ich. Und ich werde den Teppich besteigen, um Jacques zu retten.«

Ich wußte, daß ich einen de Valois vor einem einmal gefaßten Vorschlag nicht abbringen konnte, deshalb bat ich ihn, mich mit auf den Teppich zu nehmen.

»Du bist hergekommen«, sagte er. »Das hast du uns gesagt, aber wir haben es nicht gesehen.«

»Ich könnte es dir beweisen.«

Er verengte die Augen. »So ein Beweis kann auch tödlich für dich enden. Denke an den Gnom.«

»Er ist nicht ich.«

»Dann steige auf den Teppich!«

Ein wenig mulmig war mir schon zumute, als ich auf den Teppich zuging und meinen Fuß auf ihn setzte. Gespannt beobachteten mich die Templer, und sie sahen, wie ich mit beiden Füßen auf dem Teppich stehenblieb, ohne daß etwas geschah.

Er bewegte sich nicht, nahm mich persönlich als Last an, und Bertrand de Valois nickte.

»Zufrieden?« fragte ich ihn.

»Ja, dann werden wir beide es gemeinsam schaffen, den großen Jacques de Molay zu befreien. Ich hoffe, dir wird bewußt, welch eine große Aufgabe vor dir liegt. Du wirst anschließend ein anderer sein und alles mit besonderen Augen sehen, das kann ich dir jetzt schon versprechen.«

Ich hatte es vorgehabt, ihn noch einmal auf die historische Wahrheit hinzuweisen, sah aber nun ein, daß es sich nicht lohnte. Bertrand de Valois war so fest von seiner Theorie der Befreiung überzeugt, daß ich dagegen nicht ankommen würde.

»Sollen wir ihn jetzt schon betreten?«

Der Templer schüttelte den Kopf. »Nein, das wäre unklug. Wir werden dieses Gemäuer erst verlassen. Ich kenne mich aus und weiß, wo wir hergehen müssen.«

Er bückte sich, bevor ich es tun konnte, und rollte den Teppich auf. Bisher hatte ich ihn noch nicht allein angehoben, ich wunderte mich nur, mit welch einer Leichtigkeit Bertrand es schaffte, sich den

aufgerollten Teppich unter den Arm zu klemmen. »Bald wird er beweisen, wie dankbar er seinem Befreier ist, weil er ihn befreit hat. Er wird eine alte Schuld begleichen müssen.«

Ich widersprach nicht und ließ Bertrand auch den Vortritt, der durch die noch offene Tür in eine große Halle schritt, die leergeräumt war. In ihr brannte auch kein Licht. Die Decke lag sehr hoch, dementsprechend hoch befanden sich auch die. Fenster. Ich sah sie als lange, graue Schatten in den Wänden.

»Geplündert«, hörte ich de Valois sprechen. »Sie haben unsere Räume geplündert und einfach alles mitgenommen. Aber wir werden uns festigen und zurückschlagen. Man kann die Templer nicht vernichten. Dazu sind wir eine zu mächtige Gruppe gewesen.«

Ich hütete mich, ihm zu widersprechen. Tatsächlich hatte der Orden der Templer viele Jahrhunderte existiert und wurde auch in meiner Zeit weitergeführt von einem Mann namens Abbé Bloch, der das Skelett Hector de Valois' in der Kathedrale der Angst begraben hatte.

Es waren zum Glück keine weiteren Wachen mehr zurückgeblieben, so konnten wir unbehelligt unseres Wegs gehen.

Bertrand de Valois trug den Teppich wie einen kostbaren Schatz, als wollte er ihn nie im Leben mehr abgeben. Ich aber war sicher, daß der Teppich nicht dem Menschen gehorchte. Er besaß eine eigene starke Magie, die er ausspielen konnte, wann immer es ihm paßte, und ob er da noch Regeln beachtete, war fraglich.

Wir erreichten einen der Ausgänge, wie man mir erklärte. Es war eine schmale Seitentür, und ich atmete auf, weil wir diesen Punkt endlich erreicht hatten.

Innerhalb dieses gewaltigen Häuserkomplexes hatte ich mich nicht wohl gefühlt. Die Soldaten des Königs hatten fast alles leergeräumt und ausgeplündert. In ihrem Haß gegen die Templer mußten sie wie die wilden Tiere gewütet haben.

Die schmale, mit Beschlägen versehene Eisentür war nicht verschlossen. Dennoch achtete Bertrand de Valois darauf, nicht zu viel Lärm zu verursachen, als er die Klinke nach unten drückte und die Tür öffnete. Der kühlere Wind fuhr uns entgegen. Ich erinnerte mich daran, daß wir uns in Montmartre befanden, der etwas höher gelegenen Gegend von Paris.

Der Templer war vorsichtig. Er sicherte erst nach allen Seiten, bevor er den Kopf drehte und nickte.

»Es ist frei«, meldete er, »wir können gehen.«

Ich hielt ihn noch fest. »Und wohin genau?«

»Wir werden einen Platz finden, wo wir in Ruhe den Teppich besteigen können.«

Ich fügte mich. Schließlich kannte er sich hier aus und nicht ich. Paris ist eine alte Stadt. Noch heute gehen zahlreiche Touristen den

Berg hoch oder lassen sich mit Bussen nach oben transportieren.

Viele nehmen auch die zahlreichen Treppen, die es anstelle der schmalen Gassen gibt, und auch wir gingen eine solche Treppe hoch, deren Stufen vor uns in einem geheimnisvollen Dunkel verschwanden, so daß sie mir vorkamen, als würden sie von einer Schattenwelt verschluckt.

Bertrand de Valois ließ es sich nicht nehmen, an der Spitze zu gehen. In den vergangenen Minuten schien dieser Mann eine große Energie getankt zu haben. Ich hatte ihn als eine ausgemergelte Gestalt kennengelernt. Davon war kaum etwas zu merken.

Und er kannte sich aus.

Zwar hörten wir Stimmen, aber uns begegnete niemand. Diesen düsteren Weg schien jeder meiden zu wollen. Außerdem hatten die Leute Angst. Die vergangenen Greueltaten waren noch nicht vergessen, und die Furcht trieb die Menschen in ihre Häuser. Wer wußte schon, wie die Schergen des Königs reagierten, wenn sie jemand auf der Straße trafen?

Plötzlich umwehte uns feuchter Dunst. Er roch nach gewaschener Wäsche und strömte aus einem halbrunden Loch unten an der Hauswand. Dahinter mußte wohl eine Waschküche liegen.

Irgendwann endet jede Treppe. Auch diese hier. Sie führte zu einem kleinen Platz, der schon ziemlich hoch lag und nicht nur von Hausfronten eingerahmt wurde.

Ich entdeckte die dicht belaubten Bäume, hörte das Gurgeln eines kleinen Bachs und sah auch die am Boden liegenden, schnarchenden Gestalten.

Bertrand de Valois winkte uns zu. Wieder folgten wir ihm, drangen in den leeren Raum zwischen zwei Baumstämmen ein, gingen einen schlangenförmig verlaufenden schmalen Pfad entlang und erreichten eine Stelle, wo die Aussicht besonders gut war. Man sah die Seine und die Ile de la Cité, damals Juden-Insel genannt.

Ich war dicht neben Bertrand stehengeblieben und spürte, wie er zitterte. Dazu hatte er auch allen Grund, denn auf der Insel gab es einen Fleck, der in rotgelbes und gleichzeitig düsteres Feuer getaucht war. Genau die Stelle, wo der mächtige Scheiterhaufen brannte und Funken spie.

Bisher hatte ich den Templer von der relativ ruhigen und gelassenen Seite kennengelernt. Das änderte sich schlagartig. Bertrand de Valois wurde nervös. Ihm konnte es nicht schnell genug gehen.

Er kniete nieder und rollte den Teppich aus. Dabei wies er seinen drei Mitbrüdern an, hier oben zu warten.

»Und du kommst mit, mir, John?«

»Ja, ich bleibe bei meiner Meinung.«

»Dann rasch.«

Er stand schon auf dem Teppich, als ich ihn erst mit dem rechten Fuß berührte. Ich setzte auch den linken darauf, starrte nach unten und wartete förmlich, daß sich die Hände der drei im Teppich gestorbenen Magier zeigen würden.

Sie blieben verschwunden!

Bertrand de Valois aber richtete seinen flehenden Blick gegen den dunklen Nachthimmel, während seine Lippen Worte formulierten, die sich mit Jacques de Molay und dessen Rettung beschäftigten.

Er sprach auch den Teppich an und flehte darum, daß er ihn erhörte.

Der Teppich aus dem Orient tat uns den Gefallen. Auf einmal stieg er in die Höhe.

***

Früher war sein Haar graublond gewesen, jetzt hatte sich seine Farbe verändert. Es war schwarz, nur noch zur Hälfte vorhanden, dazu verdreckt, verfilzt und angebrannt, als man ihm die glühenden Eisen in den Nacken und gegen die Wangen gepreßt hatte.

Nur eine von vielen Foltern, die Jacques-Bernard Molay hinter sich und auch ertragen hatte, ohne den Mund einmal zu öffnen. Nur als sie sich mit seinen Fingernägeln beschäftigt hatten und Philipp der Schöne dabei zusah, war ein Fluch über seine Lippen gedrungen, über den der König nur gelacht und ihm den Tod versprochen hatte.

Sein Begleiter hatte nicht diese Stärke gezeigt. Seine Schreie waren durch die Verliese gehallt und hatten selbst manchen Folterknecht nicht kalt gelassen.

Der Mann hieß Pierre Dalmain, stammte aus Avignon und hatte die Kreuzfahrten ins Heilige Land mitgemacht. Er war seinem Freund de Molay nicht von der Seite gewichen. Beide hatten sie gekämpft und auch den Teppich gefunden, der als Beutestück mit nach Frankreich genommen wurde.

Da sie zusammenhielten, hatte man sie auch gemeinsam gefoltert. Alle Varianten waren durchgespielt worden. Dalmain wunderte sich manchmal, daß er noch lebte. Es hatte auch Sekunden gegeben, da war er dem Wahnsinn sehr nah gewesen.

Pierre Dalmain ging es schlechter als Jacques de Molay. Er fieberte. Sein Körper war über und über mit Wunden bedeckt. Blutkrusten, auch schon verschorft, hatten ein Muster gezeichnet. Die Augen waren stumpf geworden, die Finger bluteten immer wieder.

Sie lagen auf feuchtem Stroh und waren sich über ihr Schicksal im klaren.

Philipp der Schöne war in den Kerker gekommen und hatte ihnen persönlich mitgeteilt, wie sie sterben sollten.

Auf dem Scheiterhaufen!

De Molay wußte nicht einmal, ob Dalmain dies bewußt

wahrgenommen hatte. Er jedenfalls hatte mit seinem Kampf- und Leidensgefährten auch nicht weiter darüber gesprochen.

Im Kerker roch es scheußlich. Nach Blut, Erbrochenem und Schweiß. Es gab keinen Abtritt, Tiere lebten oft besser. Licht fiel durch eine halbrunde Gitteröffnung in der Wand. Sie konnten sehen, wenn die Sonne aufging, das war alles. Ein Tag war wie der andere.

Jacques de Molay wußte mehr. Man hatte ihm erklärt, wann er sterben sollte.

Und er hatte das Datum nicht vergessen. In der folgenden Nacht sollte es soweit sein.

Vielleicht auch schon am Abend, er wußte es nicht, aber die Dunkelheit kroch bereits über die Stadt und auch über die Insel, auf der sich der Kerker befand.

In den letzten Stunden hatte man sie nicht mehr gefoltert. Man gab ihnen sogar zu essen. Eine Wassersuppe mit einem Hauch von Fischgeschmack.

Durch die Reduzierung der Folter war es Pierre gelungen, sich wieder ein wenig zu erholen. Jedenfalls konnte er sprechen und nicht nur stöhnen, wie zuvor, auch wenn seine Lippen geschwollen und die Worte kaum verständlich waren.

Nebeneinander lagen sie und starrten gegen die Decke, wo Spinnen ihre Netze gewoben hatten. Eine zitternde Hand tastete sich vor und erfaßte Molays Arm.

»Was ist, mein Freund?«

Pierre lachte krächzend. »Es ist fast so wie früher, Jacques. Erinnerst du dich, als wir in den kalten Wüstennächten nebeneinander lagen und gegen den Sternenhimmel schauten? Da haben wir miteinander gesprochen. Wir machten uns gegenseitig Mut für den nächsten Tag, weil wir wußten, daß Kämpfe bevorstanden.«

»Das ist vorbei.«

»Nein, mon ami, das ist nicht vorbei. Der größte Kampf beginnt erst noch. Ich weiß Bescheid.«

»Worüber?«

Dalmain riß sich zusammen, bevor er die Antwort gab. »Wir werden brennen!«

Molay schwieg.

»Habe ich unrecht, Jacques?«

»Du weißt es also?«

»Ja, ich habe es mitbekommen, und ich verspüre nicht einmal Angst. Die Folter war schlimmer. Verzeih, daß ich geschrieen habe, aber ich besitze nicht deine innere Stärke.«

»Du hast aber nichts verraten.«

»Das stimmt in der Tat. Meine Lippen blieben geschlossen. Sie haben nicht das erfahren, was sie wissen wollten, und dies freut mich

besonders. Diese verdammten Schweine. Sie wollten unsere Schätze, sie haben uns hintergangen, aber wir zeigten ihnen die wahre Stärke. Ich will, daß es immer so bleibt.«

»Das verspreche ich dir, Pierre. Auch wenn uns die Flammen erfassen, schreien wir nicht.«

Dalmain mußte eine Pause einlegen, bevor er wieder reden konnte. Dann fragte er: »Glaubst du an eine Befreiung, Jacques?«

»Ich gebe die Hoffnung nie auf.«

»Aber wer sollte es schaffen? Hat man unsere Freunde nicht alle getötet oder verjagt?«

»Nicht alle sind unter den Schwertern der Soldaten gestorben. Das darfst du nicht vergessen.«

»Wer wird sich um uns kümmern wollen?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, was sie gesucht haben, den Teppich aber haben sie nicht gefunden. Er gehört uns, er ist ein Trumpf, begreifst du das?«

»Schon. Nur brauchen wir jemand, der diesen Trumpf auch einsetzen kann. Auf wen können wir uns verlassen?«

»Bertrand de Valois soll noch leben.«

Pierre atmete scharf aus. »Weiß er von unserem Fundstück aus dem Morgenland?«

»Ja, ich sprach mit ihm darüber. Jetzt bin ich froh, es getan zu haben. Vielleicht befreit er den Teppich aus seinem Versteck. Da muß noch eine alte Schuld beglichen werden. Ich habe ihn befreit, und ich hoffe, daß er sich daran erinnert.«

»Eine Wunderwaffe ist er auch nicht, Jacques.«

»Da gebe ich dir recht. Es kommt immer darauf an, in wessen Händen sich der Teppich befindet.«

Über diese Worte dachte Dalmain nach, während er gegen das Gitter schaute und die Schwärze dahinter sah. Sie war plötzlich nicht mehr so dicht, denn etwas durchzuckte sie wie ein heller fließender Schatten. Gleichzeitig vernahmen die Freunde die lauten, wilden und wütenden Schreie einer aufgeputschten Menge, die sich unbedingt an dem Schauspiel einer Verbrennung ergötzen wollten.

»Der Mob!« flüsterte Pierre. »Ich höre ihn. Er wartet bereits, um uns vernichten zu können.«

»Ja, so war es immer, so wird es auch bleiben. Haben wir nicht selbst schon Menschen lodern sehen?«

»Hexen und Teufelsdiener.«

»So sagt man.«

»Du glaubst es nicht?«

»Nein. Und ich hoffe, daß diejenigen, die von uns haben fliehen können, ebenso denken wie ich. Inzwischen mache ich mir große Sorgen um den Fortbestand des Ordens. Viele sind ermordet worden,

viele in zahlreiche Winde verstreut. In der vergangenen Nacht bekam ich eine Vision. Ich sah in die Zukunft, und ich weiß jetzt, daß es nie mehr so sein wird, wie es einmal gewesen war. Die Templer werden nicht mehr den Zusammenhalt bekommen, der nötig ist. Sie werden weiterleben, aber sie werden sich auch gegenseitig zerfleischen. Gruppen werden sich bilden, man wird sie jagen, sie gehen in den Untergrund, und auch die Hölle wird einen starken Einfluß gewinnen. Die alten Ideale schwinden dahin. Die böse Zeit der Templer bricht an, Pierre.«

»Du machst mir Angst!«

»Das war nicht meine Absicht, mein lieber Freund. Aber ich sage es dir so, wie ich es gesehen habe. Auch wenn eine Rettung in letzter Sekunde gelingen würde, es änderte sich nichts daran. Wir sind es, die verloren haben.«

Die Stimmen, zu Beginn nur mehr vereinzelt zu hören, verstärkten sich nun. Sicherlich hatten die Oberen Wein ausgeben lassen, damit der Mob angeheizt wurde. Er hatte sich bereits formiert, denn sie hörten auch die dumpfen Echos, die durch die Gassen hallten.

Sie kamen…

Pierre Dalmain bewegte seine blutverkrusteten Hände und ballte sie zu Fäusten. Die dabei entstehenden Schmerzen ignorierte er. »Sie werden kein Glück haben!« flüsterte er. »Nicht der Mob, nicht der König und auch nicht der verräterische Papst. Was sie mit uns taten oder noch tun werden, war einfach zu viel.«

»Es ist soweit!« sagte de Molay. »Ich höre die Soldaten. Sie sind schon an der Kerkertür.«

In der Tat waren die schweren Schritte zu vernehmen. Das Klirren der Waffen und schweren Ketten begleitete sie. Zwei Riegel mußten zur Seite geschoben werden, bevor die Soldaten die Kerkertür öffnen konnten.

Sie traten ein.

Es waren mehrere. Eine Macht an Gewalt, Tod und Vernichtung. Menschen, die nur Befehle ausführten. Ihnen war es egal, ob sie für den König, den Kaiser oder die Kirche »arbeiteten«. Nur der Sold mußte stimmen, alles andere interessierte sie nicht.

Sie drängten sich näher. So dicht gingen sie nebeneinander her, daß sich ihre Schultern berührten.

Zwei von ihnen hatten Fackeln mitgebracht, deren zuckendes Licht über Boden, Wände und Decke des Kerkers fiel. Brustpanzer glänzten, als wären sie mit dünnem Blut bestrichen worden, und es traten die Männer vor, die Ketten trugen.

Die Gefangenen schauten sie von unten herauf an. Die Gesichter der Soldaten zeigten einen grausamen Zug. Ebenso kalt wie das Metall der Helme, die auf ihren Köpfen saßen.

Sie bückten sich. Wie Geierkrallen schossen ihre kräftigen Hände vor und rissen die beiden Templer in die Höhe. Weder de Molay noch sein Freund Pierre Dalmain besaßen die Kraft, sich auf den Beinen zu halten. Andere Soldaten mußten sie stützen, damit sie nicht umfielen. In der offenen Verliestür wartete der Folterknecht. Er trug wieder sein schwarzes Trikot und hatte die muskulösen Arme vor der Brust verschränkt. Auf den dicken Lippen lag ein kaltes Grinsen.

»Ich werde euch zum Feuer begleiten«, sagte er, »und zuschauen, wie ihr zu Asche werdet.«

Die Templer antworteten nicht. Ihnen waren die Arme aus den Rücken gedreht worden, damit die Ketten um die Gelenke geschlungen werden konnten. Neben dem schweren Atmen der Folterknechte war auch das Klirren der Ketten zu vernehmen. Sie waren mit harten Eisenspangen versehen, die sich wie Klammern um die Gelenke der Templer legten. Ketten wären nicht nötig gewesen, die beiden Verurteilten hätten es auch so nicht geschafft, irgendeinen Fluchtversuch zu unternehmen, aber man wollte eben einem alten Ritual folgen.

Die Soldaten stießen sie aus dem Kerker. Manchmal traf sie der warme Schein der Fackel, wenn die Männer zu dicht neben ihnen herschritten. Andere stießen sie in den Gang.

Als Pierre Dalmain fiel, schlugen ihn die Soldaten, weil er aufstehen sollte.

Es war de Molay, der mit lauter Stimme Einhalt gebot. »Ich werde ihn hochheben.«

So schauten die Häscher zu, wie der ebenfalls gefolterte Mann noch die Kraft fand, seinen Freund auf die Füße zu ziehen, trotz, seiner gefesselten Hände, aber die Ketten ließen ihm zum Glück einen gewissen Spielraum.

Man trieb sie weiter.

Mehr stolpernd als gehend erreichten sie die alte Steintreppe, die aus den Folterverliesen in die oberen Teile des Gefängnisses führte. Die Männer mußten sich in die Höhe kämpfen. Der Treppenschacht war eng. In Windungen führte er hoch. Schmutziges Mauerwerk begleitete die Prozession.

In der großen Gefängnishalle trafen sie den Präfekten von Paris. Er trug schwarze Kleidung, sein Kopf wirkte wie ein Ballon. Von ihm wußte man, daß er Philipp dem Schönen treu ergeben war.

Der Präfekt schaute sich die beiden Gefangenen genau an. In Griffweite baute er sich vor ihnen auf.

»Jetzt hat es Euch auch erwischt, de Molay. Das hat so kommen müssen, sage ich Euch. Nichts wird mehr so wie sonst. Ihr verdammten Templer seid zum Sterben verdammt. Ihr habt es einfach zu weit getrieben mit Eurer Raffgier.«

De Molay richtete sich auf, obwohl sein Rücken schmerzte. »Ist der König nicht raffgierig gewesen? Weshalb hat er uns denn vernichten wollen. Er und Clemens V.! Weil ihn die Schulden erdrückten, weil er maßlos gelebt hat, mehr Geld ausgab, als er einnahm. Deshalb will er sich an uns halten. Aber er hat sich geirrt. Seine Maßlosigkeit wird auch ihn ins Grab bringen, das kann ich versprechen.«

»Haltet den Mund, de Molay! Es reicht! Ihr könnt den König nicht beleidigen!« Der Präfekt hatte den Arm gehoben. Es sah so aus, als wollte er den beiden Gefangenen ins Gesicht schlagen, überlegte es sich aber im letzten Moment anders, drehte sich um und sagte: »Schafft sie mir aus den Augen, diese Verräter!«

Wie Marionetten folgten die Soldaten dem Befehl und stießen die Templer an, so daß sie in Richtung Ausgang taumelten. Die breite Tür war schon geöffnet worden. Soldaten mit gekreuzten Lanzen standen dort und hielten Wache.

Der Mob wartete draußen. Männer und Frauen hatten sich versammelt, aufgehetzt, aufgestachelt, zum Teil durch den genossenen Alkohol willenlos gemacht, warteten sie auf das große Ereignis. Sie würden die Templer bis zum Scheiterhaufen begleiten, und die Menge brüllte auf, als die beiden Gefangenen ins Freie gedrückt wurden.

Weitere Soldaten eilten hinzu. Mit wuchtigen Schulterstößen oder Schlägen mit den Lanzenschäften bahnten sie sich und den Gefangenen eine Gasse, durch die sie schreiten konnten.

Sie wurden nicht auf einem Schandkarren gefahren, denn es war nicht sehr weit bis zur Hinrichtungsstelle.

Der Scheiterhaufen brannte bereits. Die Flammen waren wie lange, gierige Finger, die hineinstießen in die Dunkelheit, sich drehten, zuckten und nach Nahrung suchten.

Man hatte sich bei der Errichtung sehr viel Mühe gegeben. Es sollte ein großer Scheiterhaufen werden, größer als alle anderen zuvor, dem Ereignis entsprechend.

Der Platz war nicht sehr groß. Mehrere Gassen führten sternförmig auf ihn zu. Auch vor dem Scheiterhaufen standen Soldaten und hielten die Menge zurück, die sich schreiend und fäusteschwingend hinter der Absperrung drängte. Niemand wollte sich etwas von dem makabren Schauspiel entgehen lassen.

Der Platz war in Licht und Schatten getaucht. An den Rändern brannte Öl, das man in extra imprägnierte Fässer hatte fließen lassen.

Noch mußte man warten, denn es wollte der König kommen, um dem Schauspiel zuzuschauen.

Die Soldaten bildeten einen Ring um die Angeketteten. Sie standen schon so nahe am Feuer, daß sie die Wärme spüren konnten. Manchmal fuhr der Wind in die Flammen, fachte sie an und übergoß den Platz mit einem Regen aus Funken.

Das Gesicht des Großmeisters Jacques de Molay war gezeichnet. Verbrannt, verquollen, die Nase eingeschlagen. Den Bart hatte man ebenfalls angesengt, traurige Reste standen vom Kinn ab.

Mächtige Trompetenklänge hallten plötzlich durch die Nacht. Diese schmetternden Signale waren den Versammelten nur zu gut bekannt, sie kündigten den König an.

Noch mehr Soldaten eilten hinzu. Sie huschten wie Ameisen aus den Gassen, schufen eine neue Bahn und gingen dabei sehr rauh vor. Der König brauchte seinen Platz.

Zuerst erschienen die Herolde. Ihnen folgte der berittene Troß aus Leibwächtern. Der König selbst saß in einer Sänfte, die von starken Männern getragen wurde.

Er hatte die Fenster nicht verhängt, so konnte er hinausschauen und ließ anhalten, als er die beiden Gefangenen erreicht hatte. Philipp der Schöne beugte sich nach rechts.

Er trug ein prächtiges Gewand mit edlen Goldstickereien. Sogar die Krone hatte er aufgesetzt. Unter diesem Gewicht schien sein blasses Jünglingsgesicht eingedrückt zu werden.

Auch noch die kostbare und prächtige Kleidung kann einen innerlich faulen Menschen nicht zu einem Herrn machen. Haß gegen die Templer strahlte in den Augen. Die dünnen Lippen des Königs bewegten sich, er sagte Worte, die keiner verstand, aber Jacques de Molay besaß noch die innerliche Größe, dem Blick des Königs standzuhalten.

Der König hob den Arm. Seine Hand erschien. Sie war ringbeschmückt, und es sah so aus, als wollte er de Molay ins Gesicht schlagen.

Der Templer aber sprach. »Ich weiß, was hinter Eurer Gesinnung steckt, Sire. Es geht Euch nicht um mich oder meine Freunde, nur um das Gold und die Schätze der Templer. Ihr habt Fehler gemacht. Ihr habt regiert und maßlos dabei gelebt. So etwas kann nicht gutgehen, und es wird auch nicht gutgehen. Ihr werdet, ebenso wie der Papst, an unserem Tod und an dem geraubten Gold keine Freude mehr haben. Auch Euer Schicksal ist bereits vorgezeichnet, Sire. Es wird nicht mehr so lange dauern, das kann ich Euch versprechen.«

Philipp der Schöne verzog sein Gesicht. Er sah aus, als hätte er Essig getrunken. Normal konnte er nicht antworten, deshalb schrie er de Molay an.

»Auf den Scheiterhaufen mit ihnen. Ich will sie lodern und brennen sehen. Ich will ihre Schreie hören…«

»Nein, Sire!« rief de Molay mit lauter Stimme dagegen an. »Ihr werdet uns nicht schreien hören. Kein Templer schreit!«

»Ich weiß es anders.«

»Wenn ein Templer geschrieen hat, war es der Judas, der uns auch

verriet, Sire!«

Daß der König sich nicht mehr unterhalten wollte, hatten auch die Soldaten begriffen, deshalb drängten sie die beiden Gefangenen ab und bildeten mit ihren Körpern einen menschlichen Schutzwall.

Um den Scheiterhaufen zu erreichen, mußten sie vorgehen. Aber sie warteten so lange, bis die Sänfte des Königs an die Stelle getragen worden war, wo Philipp der Schöne nicht in den unmittelbaren Bereich der Flammen geriet, aber trotzdem mitbekommen konnte, wie seine verhaßten Feinde starben.

Hatten sich die Soldaten bisher noch zurückgehalten, so wollten sie vor den Augen des Königs glänzen. Durch harte Lanzenstöße trieben sie die beiden Verurteilten dem Scheiterhaufen entgegen, vor dem noch eine steinerne Plattform stand, zu der eine Treppe hochführte.

Ein Mann wartete dort.

Es war der Folterknecht. Obwohl er den Flammen so nahe stand, machte ihm die Hitze nichts aus.

Er wirkte wie ein glühender Mensch und schaute mit starren Augen und mit unbewegtem Gesicht den Ankömmlingen entgegen, um seine letzte Tat zu vollbringen. Er würde sie packen und in die Flammen schlendern.

Es war schwer für die beiden Verurteilten, die Stufen der Treppe hochzuschreiten. Ihre Köpfe bewegten sich dabei nickend, die Kraft hatte ihre Körper verlassen, und der Henker kam ihnen entgegen.

Er drehte seine Hände in ihre zerlumpte Kleidung und zog sie zu sich heran.

Die Soldaten hatten nichts mehr zu tun. Sie zogen sich wieder zurück. Auch der Henker zögerte.

Sein Blick glitt nach vorn. Er suchte den König, denn Philipp der Schöne sollte das Zeichen geben, wann die beiden Templer in die Flammen geschleudert wurden.

Er ließ sich noch Zeit.

Der Mob hinter ihm wollte die Menschen brennen sehen. Das Volk schrie, es war in den letzten Tagen aufgehetzt worden, hatte selbst getötet und Leichen verbrannt, aber dieses Schauspiel wollte sich niemand entgehen lassen.

Über die blassen Lippen des jungen Königs glitt ein kaltes Lächeln. Seine Augen funkelten. In den Pupillen tanzte der Widerschein des Feuers und hinterließ dort zahlreiche zuckende Punkte.

Philipp der Schöne stand dicht vor seinem größten Sieg, und er hob bereits seinen rechten Arm.

In diesem Augenblick erstarrten und verfinsterten sich seine Gesichtszüge, denn er und einige andere hatten etwas gesehen, das es eigentlich nicht geben durfte.

Es kam aus der Luft!

***

Und wieder glitt ich über das nächtliche Paris!

Diesmal jedoch um Hunderte von Jahren versetzt und nicht allein, sondern in Begleitung eines Mannes, der noch voller Hoffnung steckte, ein Schicksal wenden zu können.

Es würde ihm nicht gelingen, das wußte ich. Die Geschichte schrieb andere Daten.

Aber konnte ich ihm das sagen? Sollte ich ihm jetzt schon die Hoffnung rauben?

Nein, es wäre falsch gewesen. Ich hatte es ihm angedeutet, er hatte mir nicht geglaubt und mußte seine eigene Erfahrung sammeln.

Wieder einmal war ich mit einem de Valois zusammen. Mittlerweile war ich zu der Überzeugung gekommen, daß mein Schicksal mit dem der de Valois eng verknüpft war. Unsere Wege würden sich bei Abenteuern in der Vergangenheit immer wieder kreuzen, und auch in meiner Zeit hatte es die de Valois' in den Vereinigten Staaten noch gegeben.

Eine zentrale Figur war natürlich Hector de Valois, aber dieser Mann, der auch mein Kreuz besessen hatte, lebte viel später und hatte die Templer geführt.

Meinen Augen bot sich in dieser Nacht ein völlig anderes Bild, als ich über der Stadt schwebte. Das war nicht das Paris der Gegenwart. Ein dunkles Häusermeer lag unter uns. Es gab keinen Eiffelturm, kein elektrisches Licht, weder Autos noch Flugzeuge. Dieses nächtliche Paris im Jahre 1314 war dunkel und auch drohend.

Die Antwort darauf, wie es mir gelingen sollte, wieder aus dieser Zeit zu verschwinden, hatte ich weit weggeschoben. Irgendwie würde sich schon eine Möglichkeit ergeben.

Ich *mußte* einfach zurück. Es ging nicht, daß ich in der Vergangenheit verschollen blieb.

London war meine Heimat. Dort lebten meine Freunde und auch ein Mann namens Suko, der durch den Tod seiner Partnerin ein schweres Schicksal erlitten hatte. Ihm mußte geholfen werden, auch wenn er unauffindbar war und den Fall allein lösen wollte.

Vor mir sah ich den knienden Bertrand de Valois und schaute auf dessen gebeugten Rücken. Der Templer hielt sich an einer Kante des Teppichs fest und starrte in die Tiefe, wo es in der ansonsten finsteren Stadt einen sehr hellen Fleck gab.

Er befand sich auf der Juden-Insel, denn dort loderte der gewaltige Scheiterhaufen.

Beide wollten wir hin, doch ich fragte mich, wie der Teppich zu steuern war.

Bertrand de Valois mußte sich mit dem gleichen Problem beschäftigt haben, denn er drehte sich um und sagte: »Ich weiß, John, wie man

ihn lenken kann. Allein durch die Kraft meiner Gedanken schaffe ich es. Wirklich, es ist wunderbar.«

»Willst du landen?«

»Ja, vor dem Feuer. Wir werden sie auf den Teppich holen und mit ihnen davonschweben.«

»Das hoffe ich für dich!«

Bertrand de Valois ging auf meine Bemerkung nicht weiter ein. Für ihn war es wichtig, in die Tiefe zu schauen. In der Nacht hatte sich der Wind verstärkt. Er kam von allen Seiten und wehte deshalb nicht nur in unsere Gesichter.

Der Teppich sank tiefer.

Ich kam mir vor wie ein großer Vogel, der allmählich sein Ziel ansteuerte. Natürlich traute ich diesem Relikt aus dem Orient nicht. Ich hatte ihn morden sehen. Der Geist dieser verstorbenen drei Magier steckte in ihm, und ich war davon überzeugt, daß er auch mich umbringen würde, wenn er es für richtig hielt.

Noch reagierte er auf die Befehle des Bertrand de Valois. Vielleicht verspürte der Teppich auch so etwas wie Dankbarkeit seinem Befreier gegenüber und wollte alles in die Waagschale werfen, um ihm zu helfen.

In einem schrägen Winkel schwebten wir auf unser Ziel zu. Mittlerweile hatten wir schon einiges an Höhe verloren. Wir näherten uns dem Scheiterhaufen von der Rückseite her, konnten auch über ihn hinwegschauen und erkennen, daß sich auf dem Platz vor der Hinrichtungsstätte zahlreiche Menschen eingefunden hatten, die dem makabren Schauspiel unbedingt zusehen wollten.

Bei solchen spektakulären Anlässen wurde der Mob immer mobil gemacht. Das hatte es früher gegeben, das gab es auch noch heute, nur in einer etwas veränderten Form.

Bertrand lachte scharf. »Wir schaffen es, John. Ich spüre innerlich die Kraft, die mich wie Wasser durchfließt. Wir werden die Sieger sein, auch der König kann uns daran nicht hindern, obwohl er der Hinrichtung zuschaut.«

»Siehst du ihn denn?«

»Ja, schau über das Feuer hinweg. Da sind Soldaten, die seine Sänfte tragen und jetzt abstellen.«

Ich war von den zuckenden Flammen und deren unmittelbarer Umgebung so beeindruckt gewesen, daß ich auf andere Dinge nicht geachtet hatte, jetzt aber zugeben mußte, daß Bertrand de Valois sich nicht irrte.

Der König war tatsächlich gekommen.

Mein Herz klopfte stärker und härter. Hätte ich mir jemals träumen lassen, eine so umstrittene geschichtliche Größe wie Philipp den Schönen persönlich zu sehen?

Nein, aber es gibt Dinge, die sollte man hinnehmen und nicht versuchen, sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen.

Man hatte uns noch nicht gesehen, weil der Scheiterhaufen die Aufmerksamkeit der Zuschauer wie magnetisch anzog. Niemand traf deshalb Anstalten, über ihn hinweg und in den dunklen Himmel zu schauen, wo wir auf dem Teppich hockten.

Plötzlich sahen wir die beiden Männer. Sie befanden sich inmitten eines Soldatenpulks, der sich aus der Masse gelöst hatte. Die Söldner trieben ihre Gefangenen auf die Plattform vor dem Scheiterhaufen zu, und dort stand auch ein Henker oder Folterknecht.

Dieser Mensch besaß eine furchteinflößende Gestalt. Groß und breitschultrig. Er trug ein enges Trikot und sah aus, als würde er selbst allmählich verglühen. Er schaute denen entgegen, die über die Treppe auf die Plattform hochgeschoben wurden.

Vor mir wurde Bertrand de Valois nervös. »Wir müssen es schaffen«, rief er. »Wir müssen schneller sein. Der Teppich soll seine Dankbarkeit beweisen.«

Das tat er auch. Zwar flogen wir nicht schneller, aber der Winkel war ein anderer. Wir glitten unserem Ziel jetzt steiler entgegen und befanden uns bereits in Höhe der Hausdächer.

Bisher hatte ich nur zwei Templer gesehen, die zum Scheiterhaufen geführt wurden. In der historischen Überlieferung aber war von drei Templern die Rede gewesen.

Wo befand sich die dritte Person? Oder hatten sich die Historiker vielleicht geirrt?

Es gab noch eine andere Möglichkeit, an die ich aber jetzt nicht denken wollte, denn es wurde Zeit.

Die Soldaten hatten die beiden Templer auf die Plattform geschafft und zogen sich nun zurück.

Wahrscheinlich konnten sie die Hitze nicht vertragen.

Sehr deutlich malten sich die Templer vor der zuckenden Flammenwand ab. Durch das sich bewegende Feuer sah es so aus, als würden die Umrisse der Männer zerfließen.

Sie waren von der Marter und Folter geschwächt. Es gelang ihnen kaum, sich auf den Beinen zu halten. Einer von ihnen geriet durch seine taumelnden Schritte bis dicht an den Rand der Plattform und wäre fast noch runtergefallen.

Er fing sich wieder.

Und wir sanken noch tiefer…

Schon spürte ich die Wärme der Flammen, die sich an ihrem Ende zu glühenden Spitzen verengten, tanzten, schwangen und hin und wieder einen Funkenregen ausspieen, der uns aber nicht erreichte.

Ich schaute wieder über den Scheiterhaufen hinweg, um den König sehen zu können.

Philipp der Schöne hockte in seiner Sänfte. Viel hätte ich darum gegeben, jetzt seine Gedanken lesen zu können. Wahrscheinlich vergingen sie in einem wahren Triumph, es endlich geschafft zu haben.

Schon hob er die Hand.

In diesem Augenblick waren wir schon tiefer als die Flammen. Der heiße Atem des Feuers streifte nicht nur unsere Haut, er riß uns auch aus der Dunkelheit.

Wir mußten gesehen werden!

Und Philipp der Schöne sah uns auch. Seine Handbewegung, die möglicherweise dem Henker gegolten hatte, wurde nicht mehr ausgeführt.

Der König schien zu Eis geworden zu sein.

Im gleichen Augenblick erreichten wir zwischen ihm und dem Scheiterhaufen den Boden…

***

Es war eine weiche Landung. Das aber registrierte ich nur mehr im Unterbewußtsein, für Bertrand und mich waren jetzt andere Dinge wichtig. Vor allen Dingen für meinen Begleiter, der einen gellenden Schrei ausstieß, vom Teppich sprang, für einen Moment vor der Plattform stehen-, blieb und die Namen seiner beiden Freunde rief.

»Wir holen euch!« schrie er dann.

Im nächsten Augenblick setzte er sich in Bewegung. Er mußte zur Treppe laufen, um auf die Plattform zu gelangen, weil sie einfach für ihn zu hoch lag.

Wie ein Schatten huschte er entlang, und auch ich hatte den Teppich inzwischen verlassen.

Die Überraschung war uns perfekt gelungen. Das Volk, die Soldaten, sie standen da, staunten und starrten, mußten erst mit der neuen Lage fertig werden.

Bis auf einen.

Es war der Folterknecht, der genau wußte, daß wir ihm sein Opfer entreißen wollten.

Er handelte. Ein Sprung brachte ihn in die Nähe der Gestalt, die am schwächsten aussah. Der Mann riß seine Arme hoch, er konnte diesen Bullen aber nicht stoppen.

Hilfe bekam er trotzdem.

Und zwar von mir!

Im Gegensatz zu Bertrand de Valois war es mir gelungen, die Plattform vor dem Scheiterhaufen mit einem einzigen Sprung zu erreichen. Ich stand auf ihr, die Hitze des Feuers wehte von der linken Seite her gegen mich, um die ich mich aber nicht kümmerte, denn ich wollte nur einen zwischen die Fäuste kriegen.

Den Folterknecht!

***

Er mußte die drohende Gefahr gespürt haben, denn er ließ den Mann los und wirbelte herum.

Der geschwächte Templer konnte sich nicht mehr halten. Er trat neben der Plattform ins Leere, fiel und landete leider nicht auf dem Teppich. Der Mann mußte sich beim Fall weh getan haben, da ich ihn schreien hörte.

Leider konnte ich mich um ihn nicht kümmern, denn der Henker wollte mich.

Er kam mit der geballten Kraft seiner Muskeln. Ein Widerling, ein mordlüsterner Mensch, der alles aus dem Weg räumen wollte, was sich ihm entgegenstellte.

Vor allen Dingen mich.

Seinen schwingenden Fäusten konnte ich ausweichen, weil ich sie einfach unterlief, der heimtückische Tritt aber erwischte mich in Höhe des Gürtels und nahm mir einen Teil der Luft.

Ich mußte zurück.

Dabei geriet ich ebenfalls in die gefährliche Nähe des Plattform-Randes, warf mich aber dann zum Feuer hin und wurde von den Armen des Folterknechts so hart umschlungen, als wären es Klammern.

Unsere Gesichter berührten sich fast, aus einer so kurzen Entfernung schauten wir uns in die Augen.

Die fleischigen Züge des Henkers wirkten wie ein grausames Zerrbild, über das Feuerschatten tanzten. Der Mund stand offen. Fauliger Atem wehte mir entgegen, und der Folterknecht ließ mich nicht los, als er mich dem Feuer entgegendrehte.

Es lag auf der Hand, daß er mich in die Flammen stoßen wollte, um sich an meiner Verbrennung zu ergötzen.

Seine Kraft war ungeheuerlich, der Griff von einem normalen Menschen kaum zu sprengen. Alles sah danach aus, als würde er es schaffen. Ich konnte auch meine Arme nicht bewegen, weil sie an den Körper gepreßt wurden. Längst war mir die Luft so knapp geworden, daß ich nicht mehr atmen konnte, und der heiße Feuerhauch streifte mein Gesicht wie ein Flammenteppich.

Wie konnte ich die Umklammerung lösen?

Mir fiel plötzlich etwas ein. Der Henker trug keine Schuhe, dafür Sandalen mit dicken Sohlen. Vorn war das Schuhwerk offen, die Zehen schauten hervor.

Um mich zu retten, trat ich zu.

Einmal, zweimal, ein drittesmal!

Beim ersten Versuch hatte der Folterknecht kaum reagiert und war

nur zusammengezuckt. Der zweite ließ ihn schreien, und der dritte Tritt, auf die gleiche Stelle gezielt, zeigte endlich die von mir so erhoffte Wirkung.

Er lockerte seinen Griff so weit, daß ich mich wieder bewegen und ihn endgültig sprengen konnte.

Ich ging zurück.

Vor mir stand der Folterknecht. Nicht mehr hochaufgerichtet, dafür gebückt, das linke Bein angehoben und mit einer Hand seine Zehen umklammernd.

Diesmal erwischte ich ihn.

Der Treffer nagelte ihn auf die Plattform. Er überrollte sich dabei, ich sprang hinter ihm her und riß ihn wieder hoch, als er sich aufrichten wollte.

Mit dem Handballen traf er mein Kinn. Ein Ellbogen erwischte mich am Hinterkopf bei einem Rundschlag, aber meiner war härter.

Vielleicht hätte ich es nicht tun sollen, aber auch bei mir gibt es Momente, wo ich einfach die Übersicht verliere. So war es auch hier, als ich den Schlag von rechts ansetzte und die gekrümmte Handkante gegen ihn drosch.

Ich hörte ihn ächzen. Er konnte unheimlich viel einstecken, brach nicht zusammen, sondern taumelte in die entgegengesetzte Richtung davon, wo sich das Feuer befand.

Man hatte das Holz und das Reisig in eine Mulde gelegt und gestapelt. Einiges war schon verbrannt, es gab keinen Widerstand mehr, und auch nicht den Folterknecht, den ich noch schrecklich schreien hörte, bevor er tiefer sackte und die Flammen nach ihm griffen.

Er riß noch beide Arme hoch, als er wegkippte. Zuletzt sah ich sein Gesicht, das mir vorkam wie eine glühende Maske, dann war der Folterknecht verschwunden.

Ihn hatte das Schicksal ereilt, das er für seine beiden Opfer ausersehen hatte.

Ausruhen konnte ich mich nicht. Mein Erfolg über den Folterknecht war nur ein kurzes Stück auf dem langen Weg zum Sieg gewesen. Auch mich hatten seine Schläge hart getroffen. Die Rippen taten mir weh, der Magen lag wie ein Feuerball in meinem Körper.

Und was war mit Bertrand de Valois?

Ich drehte mich, hörte plötzlich die Schreie, sah noch den König aus seiner Sänfte springen, und im nächsten Moment brandete die Meute auf die Feuerstelle zu.

Soldaten, der Mob, sie alle waren nicht zu halten und wollten unseren Tod.

Ich sprang von der Plattform dem Gewühl entgegen…

***

»Jacques de Molay!«

Bertrand de Valois schrie diesen einen Namen. Er wollte zu seinem Freund und ihn retten.

John Sinclair kümmerte sich um den Henker, während Pierre Dalmain von der Plattform fiel und neben dem Teppich liegenblieb. Ohne sich zuvor abgesprochen zu haben, wußten beide Männer, um was es ging und daß nur der Teppich sie retten konnte.

De Molay drehte sich um. Er war völlig durcheinander und kam erst wieder zu sich, als ihn Bertrand an der Schulter faßte und ihn auf die Treppe zuschob.

»Weg, mein Freund, nur weg!«

Mehr fallend als gehend ließ de Molay, gestützt von seinem Retter, die Treppe hinter sich. Die Angst und die Furcht gaben ihnen die Kraft. Es kam auf Sekunden an. Der Mob und die Soldaten hatten sich noch nicht gerührt, ihre Überraschung war einfach zu perfekt, der Schock saß einfach zu tief, auch beim König.

Auf der zweitletzten Stufe hatte Jacques de Molay Pech, weil er über seine eigenen Beine stolperte.

Auch Bertrand konnte ihn nicht mehr halten. Er griff zwar noch nach einem Kleidungsfetzen, der aber rutschte ihm durch die Finger, so daß de Molay zu Boden fiel und sich aus eigener Kraft kaum erheben konnte.

Bertrand blieb stehen. Er fuhr herum, nahm die ausgestreckte Hand des Freundes und riß den Mann hoch.

»Wir müssen es schaffen!« brüllte er.

Sein Satz aber ging bereits im Schreien des Mobs und im Toben der Soldaten unter. Sie und der König hatten ihre Überraschung verdaut, sie würden das nachholen, was sie schon längst hatten tun wollen.

Und sie kamen wie eine gewaltige Brandung.

Bertrand de Valois, der noch in gebückter Haltung stand und den Kopf gedreht hatte, sah sie anstürmen. Die sich bewegende, grausame Wand, die Waffen, die Gesichter unter den Helmen, die haßverzerrt waren. Er schaute zurück.

Der Teppich lag in der Nähe, aber er war trotzdem zu weit weg. »Neiiinnn!« De Valois schrie, er ballte eine Hand zur Faust, traf damit einen Brustpanzer…

»Nicht töten, nicht töten!«

Die Soldaten mit den lautesten Stimmen gaben den Befehl des Königs weiter. »Brennen sollen sie, brennen…«

Das aber hörten die beiden bewußtlosen Templer nicht mehr, als sie von der Meute zur. Seite geschleift wurden. Man kann eben den Lauf der Geschichte nicht ändern…

***

Es war auch bei mir eine Tat der Verzweiflung, aber meine Chancen standen in diesem Augenblick besser, weil ich mich näher am Teppich befand, neben dem noch Jacques de Molays Begleiter lag.

Ich konnte mein Ziel mit einem Sprung erreichen, schaute auch nach links und sah das Schreckliche.

Jacques de Molay und Bertrand de Valois hatten nicht die Spur einer Chance.

Unter den Körpern der Soldaten waren sie begraben worden. Mehr bekam ich nicht mit, weil eine andere Rotte mich aufs Korn genommen hatte. Hätten sie ihre Lanzen geschleudert, wäre ich wohl erwischt worden, aber Philipp der Schöne wollte seine Feinde brennen sehen.

Das gab mir eine Chance!

Gedanklich hatte sich de Valois auf den Teppich konzentriert. Auch ich versuchte es auf diese Art und Weise, während die Soldaten immer näher kamen und ich meine Beretta schon zog.

Da stieg der Teppich hoch!

Blitzschnell, ohne irgendein Vorzeichen. Ich hatte mich glücklicherweise hingekniet, sonst wäre ich durch die unerwartete Bewegung noch von der Unterlage gestoßen worden.

Wie schon Bertrand de Valois, so klammerte ich mich diesmal an der schmaleren Kante fest, um nicht herabgestoßen zu werden.

Möglicherweise hätten mich die Soldaten trotz allem noch erwischen können, aber dieser auch für sie unheimliche und unerklärliche Vorgang bannte sie.

Die Meute stoppte.

Sie starrten nur mehr hoch zu mir, denn der Teppich und ich hatten schon die Spitzen der Flammen erreicht. Zwei schleuderten noch ihre Lanzen. Ich brauchte mich nicht einmal zu ducken, sie wischten auch so an mir vorbei.

Geschafft!

Aber nicht die Menschen, die es ebenfalls hatten schaffen wollen. Sie waren zurückgeblieben.

Ich wußte nicht, was nun mit mir geschah, ob ich ein Würdiger oder Unwürdiger war. Jedenfalls konzentrierte ich mich gedanklich nicht mehr auf den Teppich, sondern überließ mich ihm.

Er brachte mich hinein in die samtblaue Dunkelheit der Nacht über Paris. Es hätte ein wunderbarer Flug wie zu den Sternen sein können, doch der Teppich drehte irgendwann und glitt den Weg wieder zurück.

Noch sah ich den Scheiterhaufen als kleinen Punkt, der sich sehr rasch vergrößerte, weil wir ziemlich schnell flogen und ich dann auch die von den Flammen angeleuchtete Umgebung erkennen konnte.

So wurde ich Zeuge einer historischen Greueltat und wußte nun, daß

sich die Historiker nicht geirrt hatten.

Die Bücher sprachen davon, daß drei Templer den letzten Gang angetreten hatten.

Es waren drei.

Jacques de Molay, sein Begleiter, dessen Namen ich nicht kannte, und Bertrand de Valois!

Wieder einmal spielte ein de Valois eine der großen Rollen innerhalb der Geschichte. Aber einer, der mein Kreuz nicht besessen und auch nicht gekannt hatte.

Hatte ich noch eine Chance, die drei Menschen zu befreien? Möglicherweise, aber da spielte der Teppich nicht mehr mit. Er glitt zwar noch näher an den Scheiterhaufen heran, aber nicht so dicht, daß- ich hätte eingreifen können.

Um hinunter zu springen, war die Distanz einfach zu groß. Ich hätte mir alle Knochen gebrochen.

So blieb ich denn auf dem Teppich hocken und konnte wie ein Zuschauer im Kino die Szene beobachten.

Man hatte die drei wieder auf die Beine gezogen. Soldaten eskortierten sie auf dem letzten Weg.

Dem Scheiterhaufen hatten sie sich bereits so weit genähert, daß die Flammen ihren Widerschein über die drei Gestalten schickten.

Was sollte ich tun?

Schießen? Mein Kreuz einsetzen? Durch die Schüsse hätte ich vielleicht einige der Soldaten erwischt, aber hätte es letztendlich an der Situation etwas geändert?

Ich glaube nicht daran, weil es einfach zu viele Personen waren. Gegen diese Übermacht kam ich nicht an.

Vielleicht hätte ich den König erwischen müssen. Aber das Licht war zu unruhig, zudem war, das wußte man aus dem Geschichtsbuch, Philipp der Schöne bei einem Reitunfall ums Leben gekommen.

Dennoch konnte ich nicht untätig sein. Aber der Teppich wurde von fremden Geistern beherrscht und gelenkt. Sie wollten nicht, daß ich etwas unternahm.

Ich hörte es nicht, aber ich sah, wie die Hände sich lautlos aus dem wie Samt wirkenden Material hervorschoben, sich krümmten und dann blitzschnell zupackten.

Die Szene unter mir hatte mich so mitgenommen, sonst hätte ich unter Umständen noch ausweichen können. Aber wie schon bei meinem ersten Flug in die Vergangenheit hielten mich die Klauen auch diesmal so hart umklammert, daß ich nichts unternehmen konnte.

Ich war zum Zuschauen verdammt!

In meinem Innern breitete sich eine ungewöhnliche Kälte aus. Ich spürte sie bis in die Stirn steigen, obwohl mein Gesicht heiß wirkte,

als wäre es von Fieberschauern geschüttelt.

Die kniende Stellung auf dem Teppich zwang mich dazu, nach unten zu schauen. Wenn ich nichts sehen wollte, mußte ich die Augen schließen. Das wiederum brachte ich nicht fertig, so schaute ich denn dem Vorgang zu, über den die Geschichtsbücher berichtet hatten.

Drei Templer wurden zum Scheiterhaufen geschleift. Die letzten drei waren es nicht, viele hatten entkommen können und hielten sich versteckt. Paris aber war praktisch leer.

Aus dem Hintergrund lösten sich Gestalten, die ich bisher nicht gesehen hatte.

Es waren Mönche, Dominikaner. Sie gehörten damals zu den größten Feinden der Templer und mißgönnten ihnen ihre Macht und auch den Einfluß. Die Mönche traten bis dicht an die Plattform heran. Dort warteten sie und schauten zu, wie die Soldaten die drei Verurteilten die Treppenstufen hochzogen, um sie den Flammen zu übergeben.

Ich hatte einen Logenplatz des Schreckens bekommen. Schräg und auch relativ blendfrei konnte ich aus der Höhe diesem Vorgang zuschauen. Die Templer konnten sich kaum mehr auf den Beinen halten. Es war die Schwäche nach der Folterung, dennoch versuchte es Jacques de Molay. Er wollte den Triumph des Königs durch seine Haltung nicht noch mehr steigern.

Und so gingen sie die letzten Schritte.

An der Spitze Jacques-Bernard de Molay, hinter ihm sein Begleiter, den Schluß machte Bertrand de Valois. Sein Geschlecht war groß, es hatte die Jahrhunderte überdauert und nie ausgerottet werden können. Er hielt den Kopf hoch, ebenso wie de Molay, der mit dem Gesicht zu den Flammen hingedreht wurde und ungefähr an der Stelle stand, wo der Folterknecht von mir in das Feuer gestoßen worden war.

Ich sah, wie er sich schüttelte.

Die Soldaten verstanden die Geste. Sie ließen ihn los.

Und plötzlich, als hätte es ein im Unsichtbaren sitzender Regisseur befohlen, senkte sich eine drückende Stille über den Platz. Niemand sprach mehr, selbst der Pöbel war ruhig. Auch de Molay drehte sich nicht um. Was er zu sagen hatte, sprach er in die Flammen, obwohl die Worte an den König gerichtet waren.

»Die Templer werden leben!« rief de Molay mit überlauter Stimme. »Keiner kann sie für alle Zeiten vernichten. Nach mir werden andere kommen, aber dies, Sire, werdet Ihr nicht mehr erleben. Euer Dasein wird noch in diesem Jahr beendet sein. Das weiß ich, Sire. In der Hölle ist bereits Platz für Euch…«

Beim letzten Wort hatte er sich in Bewegung gesetzt. Er brauchte nur zwei Schritte zu gehen, um die Flammen zu erreichen. Und er schritt hinein, als würde er durch eine völlig normale Tür gehen.

So aufrecht, so stolz und nicht zu besiegen.

Ich sah ihn brennen. Die Gier der Flammen war unersättlich, sie griffen nach ihm, die Kleidung loderte auf, dann erging es ihm wie dem Folterknecht.

Unter dem Gewicht seines Körpers brachen die glühenden Holzreste zusammen, und er fiel in die tiefe Mulde hinein, so daß er von mir nicht mehr gesehen werden konnte.

Ein Held war gestorben, und zwei andere Helden traten den gleichen Weg an.

Bevor Bertrand de Valois die letzten entscheidenden Schritte tat, schaute er noch in die Höhe.

Ich hatte dabei das Gefühl, als wollte er Kontakt mit mir suchen, aber er konnte mich unmöglich sehen.

In meinen Augen brannte es, als ich Zeuge wurde, wie ein de Valois aufrecht wie ein Märtyrer in den Tod schritt. Auch er fiel in die Mulde und wurde zu Asche.

Die Soldaten wandten sich ab und verließen die Plattform. Erst als sie die Treppe hinter sich gelassen hatten, brandete plötzlich ein gewaltiger Jubelsturm in den dunklen Himmel über der Juden-Insel hoch. Ein Schrei der Freude, der Ausdruck des Sieges.

Und Philipp der Schöne sonnte sich in den Hochrufen seiner Untertanen. Für sie war er der Sieger, ohne allerdings zu ahnen, daß das Schicksal auch seine Lebensweichen längst gestellt hatte.

Der Geschichte war genüge getan worden. Auch ein Mann aus der Zukunft hatte daran nichts ändern können, aber dieser Mensch wollte wieder zurück in seine Zeit.

Und das war das Problem!

***

Ich achtete nicht auf die Jubelrufe. Zuviel war einfach geschehen, und vor meinen Augen wollte das Bild, das ich gesehen hatte, nicht verschwinden.

Ich hatte dem Tod dreier Männer tatenlos zuschauen müssen. Das wurmte mich, das brannte wie ein Feuer in mir. Noch stärker aber war der Wunsch, wieder zurück in meine Zeit zu gelangen. Dieser Teppich konnte es schaffen, er besaß die Kraft, das wußte ich, aber wie sollte ich ihn dazu bringen.

Nicht die erste Zeitreise lag hinter mir. Wenn ich in anderen Dimensionen verschollen gewesen war, so hatte es stets eine Möglichkeit zur Umkehr gegeben, selbst aus Aibon.

Hier allerdings konnte ich mich nicht auf meine Kraft verlassen. Die Fremde mußte beweisen, daß sie auch mich, den eigentlich ungläubigen akzeptierte.

Sie tat es wohl nicht.

Ich erschrak zutiefst, als sich der Teppich plötzlich schüttelte, als wäre er von einem Sturmwind erfaßt worden. Unwillkürlich klammerte ich mich fester, aber gleichzeitig verstärkte sich der Druck der sechs Hände, so daß ich den Eindruck bekam, als wollten mir diese Klauen die Knochen brechen.

Angst überfiel mich.

Vergeblich kämpfte ich darum, mich befreien zu können. Ich saß auf dem Teppich wie ein zu Stein gewordener Mensch, und in meiner unmittelbaren Umgebung tat sich etwas.

Der Teppich hatte das Grauen geschluckt, festgehalten, um es zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder freizulassen.

Der war jetzt erreicht!

Aus der samtenen Unterlage und den für mich kaum erkennbaren Poren stieg etwas hervor.

Zunächst waren es dünne Nebel- oder Rauchschleier, die ständig Nachschub bekamen und sich allmählich zu Figuren verdichteten, die die Form von Gesichtern annahmen.

Fremde Gesichter…

Verzerrt, fratzenhaft, bleich und leblos, obwohl sie sich bewegten.

Ein Bild, das mich schockierte, mir gleichzeitig die eigene Hilflosigkeit vor Augen hielt, weil es mir wegen meiner Bewegungslosigkeit nicht gelingen würde, die Gesichter zu vertreiben.

Sie blieben, sie hatten mich eingekreist, und sie starrten mich an. Drei Geister, die der Teppich gefangen hielt. Die verfluchten Seelen der orientalischen Zuschauer, deren Hände noch vorhanden waren und mich hart hielten.

»Was wollt ihr?« fragte ich, in der Hoffnung, daß sie meine Sprache verstehen würden. »Redet, wenn ihr könnt!«

Sie sprachen nicht, aber die Hände bewegten sich. Der Griff lockerte sich etwas, war das die Chance? Wollten sie mir die Möglichkeit geben, den Teppich zu verlassen?

Das hätte meinen Tod bedeutet, ich wäre in die Tiefe gefallen und elendig umgekommen.

Mit einem plötzlichen und unerwarteten Ruck befreite ich meine rechte Hand aus dem Griff.

Bevor die Klaue nachgreifen konnte, hatte ich die Hand unter meine Jacke gesteckt und fühlte dort nach, wo meine stärkste Waffe hing.

Das Kreuz!

Im gleichen Augenblick kippte der Teppich nach unten weg. Ich schrie, so überrascht war ich, behielt eine Hand um den Rand geklammert und holte mein Kreuz trotz allem noch hervor.

Wir rasten dem Boden entgegen und würden irgendwo nahe des Scheiterhaufens aufschlagen.

Aber Hesekiel, der große Prophet, hatte genau gewußt, was er tat, als

er das Kreuz herstellte.

Er kannte die alten, die für heutigen Menschen fremden Magien, und er wußte auch, wie man sie abwehren konnte.

Nicht ohne Grund hatte er das Kreuz mit dem Allsehenden Auge bestückt. Ein Zeichen aus der Mystik der alten Ägypter, das aber auch in späterer Zeit von anderen Religionen übernommen worden war.

Drei Magier waren bei lebendigem Leib begraben worden. Der Kalif hatte den altägyptischen Bräuchen dabei entsprochen, so stand plötzlich die Verbindung, und sie wurde intensiviert, als das Kreuz freilag und einen direkten Kontakt mit den geisterhaften Gestalten bekam.

Ich konnte nichts weiter tun, als mich festzuklammern und zu hoffen, nicht in die Tiefe zu stürzen, der ich noch entgegenraste.

Bis ich plötzlich das gewaltige Dreieck vor mir sah, das zwischen uns und dem Boden stand.

Das leuchtende Auge auf dem Kreuz hatte es an diese Stelle projiziert, und innerhalb des Dreiecks sah ich das Auge.

Eine helle, strahlende, kleine Welt. Eine Insel der Hoffnung, in die der Teppich und ich hineinrasten.

In den folgenden Sekunden wußte ich nichts mehr. Ich sah keinen Scheiterhaufen, ich hörte auch nicht die Stimmen. Ich war einfach zu einem Gefangenen geworden, den eine andere und mir fremde Magie einfach mit sich riß.

Wohin? Das wußten die Götter…

***

Dennoch starb ich nicht, denn in einer anderen Zeit, nicht in einer anderen Welt, gab es vier Menschen, die sich mit mir verbunden fühlten und die aus der magischen Zone heraustraten, in der sie gesteckt hatten.

Es war das Allsehende Auge!

Die vier Templer, Abbé Bloch an der Spitze, hatten es aufgezeichnet und durch ihre geheimnisvollen Kenntnisse und Riten aktiviert. Ihnen waren altägyptische Bann- und Zaubersprüche überliefert worden, und zum erstenmal hatten sie diese Möglichkeit genutzt. Das volle Risiko waren sie eingegangen und hatten dabei den Geisterjäger John Sinclair als eine Art Köder benutzt.

Jetzt wußten die vier Männer mehr, als sie das geheimnisvolle Zeichen verließen und sich wieder in den Schutz der Dunkelheit begaben. Abbé Bloch sprach aus, was seine Freunde ebenfalls dachten.

»Es ist uns geglückt, John Sinclair konnte die Grenzen der Zeit dank unserer Hilfe überwinden.«

»Und er hatte sein Kreuz.«

»Das stimmt«, gab der Abbé zu.

»Wird er uns aufklären können?«

Bloch nickte. »Ich hoffe es. Er wird viel gesehen haben. Deshalb werden wir uns auf den Weg machen und ihn suchen.«

»Weit kann er nicht sein«, bemerkte ein anderer.

»Nein, ich würde vorschlagen, daß wir in dieses kleine Museum gehen. Kaum jemand weiß, daß es im Hochmittelalter unserem Orden gehört hat und hinter seinen Mauern unsere Brüder schmachteten.«

»Ob er noch jemand hat retten können?« wurde Abbé gefragt.

Er gab erst Antwort, als er neben dem Citroën stand. »Ich glaube es nicht, obwohl ich es hoffe. Vielleicht hat er einiges erfahren, das er uns mitteilen kann. Aber als Mensch aus der Zukunft in den Lauf der Geschichte einzugreifen, ist unmöglich.«

Schweigend stiegen die vier Templer in den Wagen und rollten dem Ziel entgegen…

***

Gegenwart

Ich sah es, ich spürte es, ich wußte es. Meine Zeit hatte mich wieder. Eine herrliche Zeit, auch wenn sie so mies gemacht wurde. In diesem Moment dachte ich nicht an die Katastrophen, die unsere Welt erschütterten, an den Terror, den Krieg und an die Politik. Ich war einfach froh, wieder da zu sein.

Nicht in London, in Frankreich, in Paris, auf der Ile de la Cité, und in einer Stadt, die trotz der nächtlichen Stunde noch nicht zur Ruhe gekommen war, denn zahlreiche Lichter funkelten wie ein Sternenwirrwarr inmitten der Dunkelheit.

Ein wenig schwindlig war mir schon, so daß ich zur Seite ging und mich gegen eine Wand lehnte.

Dort blieb ich mit halb geschlossenen Augen stehen, dachte noch einmal alles durch und holte einige Male tief Luft, so daß es mir wieder besser ging.

Es war dunkel, ich wußte nicht genau, wo ich mich befand, doch wenn ich mich recht erinnerte, war ich wieder innerhalb des Museums gelandet, wo alles begonnen hatte.

Diesmal ohne Teppich.

Der Blick durch das Fenster brachte nicht viel. Nur eben die Sicht auf einen Teil der Stadt.

Ich wollte den Teppich!

Nach wie vor zählte ich ihn zu meinen Feinden. Er und seine Magie hätten mich gnadenlos umgebracht, deshalb mußte ich ihn finden, bevor er andere in Gefahr bringen konnte.

Diesmal paßte ich mehr auf, als ich durch die Räume des alten Museums schritt, um den Ausgang zu suchen. Ein Schatten und eine Faust würden mich nicht mehr so schnell überraschen.

Die Luft blieb rein. Ich erreichte den Ausgang, streckte den Kopf ins Freie, suchte über den in der Nähe liegenden Gassen den Himmel ab, der ruhig und starr dalag, bis auf einige aus der Tiefe dringenden Lichtreflexe, die sich in seiner Weite verloren.

Ein doch beruhigendes Gefühl überkam mich, als ich mich endlich aus dem alten Museumsbau schob. Rechts lag der Turm, von dessen Galerie man mich entführt hatte. Er kam mir vor wie ein drohender Stab. Die Rundbogen zwischen den einzelnen Häusern erinnerten an auf mich lauernde Todessicheln.

Nicht weit entfernt rauschte der Fluß. Wenn die Seine hätte erzählen können, sie hätte bestimmt viel berichtet. Auch über die Vernichtung der Templer. Zahlreiche Tote waren den Fluß entlang geschwemmt worden.

Ich hörte Schritte!

Es kamen mehrere Personen. Sie gingen in meine Richtung, und sie machten sich nicht einmal die Mühe, leise aufzutreten. Demnach schienen sie nichts zu verbergen zu haben.

Aber ich wollte nicht unbedingt gesehen werden. Verstecke gab es genug in der Nähe. Sehr schnell hatte ich eine Nische gefunden, in die ich mich hineindrücken konnte.

Da wartete ich ab.

»Dort ist schon das Museum«, sagte jemand.

Ein anderer meinte: »Eigentlich müßte er uns schon gehört haben, wenn er es geschafft hat.«

»Warten wir es ab, Brüder!«

Es war die letzte Stimme, die mich aufhorchen ließ, denn sie gehörte einem Mann, den ich kannte und der mich auch nach Paris auf diese Insel gelockt hatte.

Abbé Bloch!

Dem vorherigen Dialog hatte ich entnehmen können, daß sie auf dem Weg waren, um mich zu suchen.

Ich wollte sie nicht länger im Unklaren lassen, löste mich aus meinem Versteck und trat ihnen in den Weg.

Sie erschraken, blieben stehen, und sie hörten meine Stimme, als ich sagte: »So trifft man sich also wieder.«

»John Sinclair!« Abbé Bloch hatte gesprochen. »Du hast es also geschafft, mein Freund.«

»Soeben noch, aber fast wäre es in die Hose gegangen.«

»Das kann ich mir denken.« Er blieb vor mir stehen und streckte mir die Hände entgegen, die ich nur zögernd nahm.

»Ich glaube, mein lieber Abbé, wir haben uns einiges gegenseitig zu erzählen.«

»Das meine ich auch.«

»Dann fang du an.«

»Nein, John, oder ja. Ich möchte mit einer Entschuldigung beginnen und dich um Verzeihung darum bitten, daß wir dich nicht eingeweiht haben. Vielleicht wirst du unsere Motive aber auch verstehen, wenn wir sie dir erläutern.«

»Ich bin ganz Ohr.«

Abbé Bloch zog ein etwas zerknirschtes Gesicht, ebenso wie seine drei Begleiter. Sie fühlten sich in ihrer Haut nicht wohl, und der Bericht begann auch etwas stockend, wobei vom Thema abweichend.

»Du weißt selbst, John, daß wir eine Gruppe sind, die von den Baphometh-Templern verfolgt wird, wir aber trotz allem unsere eigentliche Aufgabe nicht vergessen haben. Wir suchen nach den Ursprüngen, denn nur dort können wir das Wissen und die Kraft hernehmen, um auch in dieser Zeit existieren zu können. Unsere Vorfahren haben ein immenses Wissen besessen, nicht alle, Hector de Valois zähle ich dazu, der letzte Großmeister, war ein Wissender, das haben wir gelesen. Was er jedoch wußte, ist uns nicht bekannt. Wir kennen seinen Lebensweg, wissen, daß er eine große Loge aufgebaut hat, daß er Macht besessen hat, aber nicht so machtbesessen war, und wir lasen von diesem Teppich, den er bei einer seiner Fahrten mit nach Hause brachte.«

»Den ich hier fand.«

»Ja, er überlebte oder überstand die Jahrhunderte. Wir mußten mehr. Uns war bekannt, daß dieser Teppich eine sehr starke altägyptische Magie enthält, denn es gab damals Magier, die schon in der Lage waren, die Zeiten zu überwinden. Angeblich haben andere, noch ältere Völker oder Wesen von fremden Sternen ihnen dieses Wissen vermittelt. Wir wissen es nicht genau, wir wollten aber den Teppich, um zu erfahren, ob der letzte Großmeister de Molay tatsächlich so ums Leben gekommen ist, wie es die Geschichtsbücher schreiben.«

»Dann hättet ihr euch den Teppich nehmen und selbst nachschauen können«, warf ich ein.

»Daran haben wir gedacht. Aber wir wollten einen neutralen Menschen, der gleichzeitig geschützt ist. Das bist du, John. Du trägst das Kreuz und hast mit den Templern zu tun gehabt in deinem ersten oder zweiten Leben, wie wir wissen. Deshalb haben wir dich ausgewählt und als, sagen wir es ruhig, Köder benutzt.«

»Damit triffst du den Nagel auf den Kopf.«

»Noch einmal, entschuldige. Aber hast du etwas gesehen? Weißt du nun Bescheid?«

»Ja. Ich sah ihn und seine beiden Gefährten zum Scheiterhaufen gehen und sterben.«

Das Gesicht des Abbés wurde starr. »Und man gab ihnen keine Chance?«

»Nein, auch ich konnte nicht eingreifen.«

Bloch faßte mich an. Seine Finger krallten sich in den Stoff meiner Jacke. »Bitte, John, ich möchte Einzelheiten von dir wissen. Berichte genau, was du erlebt hast.«

Ich tat ihnen den Gefallen, da ich merkte, daß sie tatsächlich unter Druck standen. Sie hörten zu, waren gespannt, und ich hatte das Gefühl, als würden sie die Welt vergessen. Auch aus meinem Mund sprudelten die Worte nur so hervor. Es kam mir fast erlösend vor, daß ich ihnen einen Bericht geben konnte.

Nach meinem Bericht nickte der Abbé. »Jetzt haben wir die Gewißheit, daß die Bücher und Schriften nicht gelogen haben. Jacques de Molay ist tatsächlich auf diese unwürdige Art und Weise gestorben.«

»Aber es war nicht das Ende der Templer«, bemerkte ich.

»Nein, sie haben noch viel retten können. Ihre großen Geheimnisse liegen nach wie vor im Dunkel der Geschichte begraben. Aber wieder ist ein de Valois gestorben. Dieser Name zieht sich wie ein rotes Band durch die Jahrhunderte. Wobei Hector de Valois wahrscheinlich über die großen Erkenntnisse verfügte.«

»Ihr müßt es wissen«, sagte ich, »denn ihr hütet in Alet-les-Bains sein Skelett.«

»Es liegt auch noch dort. Nur kann es nicht reden.«

»Trotz allem sollten wir bei der Gegenwart bleiben, Abbé.«

»Wie meinst du das?«

»Es geht mir um den Teppich. Er ist gefährlich. Ich habe gesehen, daß er jemand umbrachte, und er hätte auch mich getötet, wenn nicht unsere Magien eine verbindende Brücke gebildet hätten. Ich will ihn finden und vernichten.«

Die Templer schauten sich an. Ich hatte persönlich das Gefühl, daß sie genau wußten, wo er sich befand.

»Eine Hand wäscht die andere«, sagte ich. »Denkt daran, daß ich euch einen Gefallen getan habe. Ich verlange nichts von euch, aber ihr solltet nachdenken, denn dieser Teppich könnte Unheil anrichten. Seine Magie hat er nach wie vor nicht verloren.«

»Ich weiß es«, sagte der Abbé, »deshalb möchte ich dich bitten, mit uns zu kommen. Wir brauchen nicht weit zu laufen. Er befindet sich hier in der Nähe.«

»Gut.«

Wir mußten wieder zurück in das alte Museum. Diesmal ging ich nicht allein durch die hohen Räume, ich hatte gute Führer, die mich in einen Raum brachten, der mir irgendwie bekannt vorkam, auch wenn er jetzt verkleinert war.

»Kennst du ihn?«

»Ja, Abbé. Es war der, in dem ich den Teppich gefunden habe.«

»Er ist auch noch hier«, erklärte der Abbé und tat das gleiche wie ich in einer anderen Zeit.

Er hob einen anderen Teppich in die Höhe. Darunter lag der fliegende. Wie er an diese Stelle gekommen war, wußten wir alle nicht. Wir nahmen es nur hin, und die Templer nickten mir zu.

»Wir lassen dich allein, John Sinclair. Vielleicht verstehst du es, daß wir es nicht übers Herz bringen können, den Teppich zu vernichten. Viel Glück.«

Sie gingen und ließen mich mit ihm allein!

***

Ich hatte meine Lampe eingeschaltet, weil ich sehen wollte, wie sich dieser Blutteppich veränderte und seine Magie ausspielte. Noch geschah nichts in dieser Richtung.

Völlig harmlos lag er vor mir, und ich dachte darüber nach, wie ich ihn vernichten konnte.

Schaffte es mein Kreuz?

Der Teppich selbst nahm mir die Antwort ab, denn vor meinen Augen stieg er in die Höhe.

Ich sprang zurück, da sofort die Hände aus ihm hervorwuchsen und nach mir greifen wollten. Diesmal erwischten sie mich nicht, da war ich schneller, tauchte zur Seite, duckte mich noch dabei und rollte mit der Schulter über den Boden.

Der Teppich griff an. Er kam im Sturzflug. Die Hände waren gekrümmt, sie wollten mich erwischen, während ich kniete, die Beretta gezogen hatte und schoß.

Die Silberkugeln stanzten nicht nur Löcher in den Teppich, sie erwischten auch die starr wirkenden, dennoch beweglichen Hände.

Splitter flogen ab, ich hörte plötzlich ferne Schreie, als würden die Seelen der Zauberer gequält.

Dann mußte ich meinen Standort wechseln, und der Teppich huschte wie ein fledermausartiges Wesen an mir vorbei. Über meinem Kopf und dicht unter der Decke drehte er sich, so daß die Klauen jetzt nach unten zeigten.

Dann fiel er.

In diesem Augenblick stießen die Templer die Tür auf. Sie stürmten in den Raum. Ein jeder von ihnen war mit einer Fackel bewaffnet. In der rechten Hand hielt Abbé Bloch etwas anderes. Es war flach wie ein Ninja-Wurfstern, aber es bestand aus einem Dreieck, in dem rot ein Strahlenauge schimmerte.

Das schleuderte der Abbé gegen den Teppich. Er traf genau die Mitte, als ich mich zur Seite drehte, aber nicht mehr schoß, denn innerhalb von Sekunden war aus dem Teppich ein Flammenfetzen geworden, aus dem die Schreie der toten Magier drangen und erst verstummten, als

der Gegenstand als schwarz verbrannter Lappen zu Boden fiel und liegenblieb.

Ich sah den Abbé danebenstehen. Er meinte mich, als er sagte: »Manchmal zögerst du zu lange.«

»Vielleicht.«

»Dein Kreuz hätte es sicherlich geschafft.«

»Aber ihr wart gleichgut. Woher hattet ihr diese Waffe?«

Bloch lächelte. »Es gibt viele Dinge, die wir besitzen. Wir reden nur nicht über alles.« Er lächelte.

»Noch einmal, herzlichen Dank, wir sehen uns bestimmt wieder.«

Es war ein Abschied. Sekunden später stand ich allein neben den qualmenden Resten und sah auch, daß nicht nur Asche zurückgeblieben war, sondern auch eine ölige Spur, die sich auf dem Boden verlaufen hatte.

Vielleicht war es das im Teppich konservierte Blut seiner Opfer gewesen.

Ich verließ das Museum, trat in den kleinen Vorhof hinaus und sah von den Templern nichts. Jenseits einer Mauer hörte ich, wie ein Wagen davonfuhr.

Wahrscheinlich waren sie das.

Auf einer Brüstung nahm ich Platz, holte eine Zigarette hervor und rauchte.

Ich mußte einfach nachdenken, aber meine Gedanken wollten sich nicht mehr mit den Templern beschäftigen.

Ein anderes Problem tauchte immer stärker auf und formierte sich zu einem Bild.

Es war mein schmerzgepeinigter Freund Suko, den ich seit einiger Zeit nicht mehr gesehen hatte.

Ob Templer, Atlantis, der Dunkle Gral oder Aibon - das drückte ich einfach zurück. Suko war nun wichtiger. Um Freunde mußte man sich kümmern, besonders in schlechten Zeiten.

Das wollte ich tun. Aus diesem Grunde mußte ich so schnell wie möglich wieder nach London zurück…

ENDE